

H. misc. 367^h

(1.2)

K l e i n e

historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann,

Erster Theil.

Jena,

bei J. G. Voigt 1797.



401 1671 2579

M3A B S div

Klein

historische Schriften

Karl Ludwig Wolfmann

Bayrische
Staatsbibliothek
München





V o r r e d e.

Es ist freilich in mehrern Fächern unsrer Literatur eine traurige Nothwendigkeit, daß der gründliche Kritiker die gesetzgebende und die richterliche Gewalt häufig für den einzelnen Fall zugleich ausüben muß; aber die Historie ist diesem Uebel, welches in der literarischen Welt eben so viel Unheil anrichten kann, als in der politischen, vorzüglich unterworfen. Ohne eine Ungerechtigkeit und Härte zu begehen, darf man behaupten, daß bis auf einige wenige Abhandlungen über einzelne Geschichtschreiber von keiner Nation etwas über historische Kunst hervorgebracht sei, welches für eine künftige

Gesetzgebung über die Historie tauglich wäre: nirgends ragt ein Denker hervor, auf welchen man sich bei Urtheilen über Produkte der Geschichte berufen könnte.

Glücklich wären wir indessen noch zu preisen, wenn unsre historische Kritik wirklich schon in der Gefahr schwebte, die aus Vereinigung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt in Einer Hand entsteht, denn leider richten unsre Kritiker im Gebiete der Geschichte, ohne an Gesetze zu denken, nach welchen sie ihre Urtheile abfassen müßten. Mit den vier Wörtern „Gründlichkeit, Einfachheit, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung“, machen sie einen Zauberkreis um sich her, und theilen Tod und Leben mit diesen Formeln aus, deren Sinn sie sich durchaus nicht mit Bestimmtheit entwickelt haben, wie sich allenfalls aus den meisten Blättern ihrer historischen Orakelsprüche, welche sie aus ih-

rem Zauberkreise in die Welt senden, dorthun liefse. Was sie etwa meinen, das ist ihr Kodex der Gesetzgebung für die Historie, und nur zu häufig haben Natur und Vernachlässigung wissenschaftlicher Kultur sie dazu bestimmt, daß an ihrer Meinung gar nichts gelegen seyn kann. Auch darf man in keine weitere Erörterung mit ihnen sich einlassen, da sie keinen Punkt haben, von welchem man mit ihnen ausgehen könnte. Den Tadel über Werke der Geschichte möchte man ihnen gerne erlauben, denn oft mag er nicht ungerecht seyn, wenn er es auch in ihrem Munde ist, und ungegründete Vorwürfe wider ein wahrhaft gutes Erzeugniß thun der Wissenschaft nimmermehr Abbruch; ihr Lob hingegen macht gewöhnlich den widrigsten Eindruck, und hält die Bildung des selbstständigen reinen Geschmacks in der Historie zurück. Welche deklamatorische Rednerei von der einen, welche fließende Weitschwei-

figkeit und Nüchternheit von der andern Seite werden in unsern kritischen Blättern so häufig als Muster einer guten historischen Schreibart empfohlen.

In der That zeigt sich unsre historische Kritik nie in einer traurigern Gestalt, als wenn sie über die Kunst der Geschichtschreibung spricht. Daran hat sie niemals gedacht, dafs es hier gar nicht darauf ankommt, was dem einzelnen Geschmack etwa deucht, sondern dafs hier jedes Urtheil objektiv begründet seyn mufs, wenn es Werth haben soll; dafs zuerst aus dem Begriffe der Geschichte ein Grundgesetz abgeleitet werden mufs, sowol für die Komposizion des Ganzen und der einzelnen Theile, als die historische Schreibart.

T Dieses kann durchaus kein andres seyn, als dafs Anordnung und Sprache so viel wie möglich dahin streben müssen, den darzustellenden Gegenstand so anschaulich als möglich

zu machen. Kann ihnen gezeigt werden, +
dafs sie in dieser Hinsicht nicht die erreich-
bare Vollkommenheit haben: so werden alle
übrige Vorzüge sie der Historie nicht würdig
machen. Entsprechen sie jenem Grundge-
setze, so besitzen sie schon dadurch das ih-
nen eigenthümliche Leben, die ihnen eigen-
thümliche Schönheit, welche sich durch das
kleinste Glied von dem Ganzen verbreiten.
Nach jenem Gesetze mufs sogar entschieden T
werden, auf welche Weise der Periodenbau
einzurichten, ob eine Frage, oder ein Aus-
rufungszeichen oder das blofse ruhige Punk-
tum an dieser oder jener Stelle zu setzen sei,
der historischen Wahrheit Genüge leisten
werde. Da es sich indessen aus dem Zwecke
der Geschichte ergibt, dafs sie andern die
Empirie anschaulich machen will: so folgt,
dafs sie keinen Reitz verschmähen darf, wo-
durch sie ergötzen und die Aufmerksamkeit
angenehm machen kann. Immerhin mag diese L

Schreibart in einem historischen Produkt in eine Allee von Blüthen voll Schönheit an Farbe, voll Duft führen, wenn nur die bestimmte, helle Aussicht in die Ferne dadurch nicht verhindert wird. Der Stil des Historikers mag rhetorisch und poetisch genannt werden; wenn er nur die Klarheit nicht verletzt hat, so bleibt er ächt historisch, und hat desto größere Verdienste, je blühender er ist. Ob er aber jenes sich habe zu schulden kommen lassen, das muß auf eine logische Weise durch Vergleichung zwischen ihm und dem dargestellten Gegenstande entschieden werden. Der subjektive Eindruck, welchen der einzelne Kritiker davon bekam, bedeutet wiederum gar wenig, denn wie kann die historische Schreibart sich nach allen den mehr oder weniger stumpfen Augen unsrer meisten historischen Kritiker bequemen?

Nach dem bisherigen wird es mir niemand verargen, wenn ich eine Theorie der Geschichte als ein dringendes Bedürfnis des

Geistes unsrer Zeiten ansehe. Wichtiger erscheint aber dieselbe noch aus diesem Gesichtspunkte. In der Poesie ist es möglich, daß vor aller Theorie derselben vollendete Kunstwerke erscheinen, da der Dichter seine Empirie *schaffet*, wenn er auch seinen Stoff von der Tradition leihet: der Historiker hingegen soll eine *gegebene* Empirie *darstellen* und muß für diesen Zweck selbst seine Schöpfungen nur als ein Mittel der Geschichtsforschung brauchen. Welche Pflichten nun durch die ungeheuren, verwickelten Verhältnisse zwischen der gegebenen Empirie und dem Historiker diesem auferlegt werden, und auf welche Weise er ihnen genug zu thun vermag, dieses einzusehen, dazu reicht alles historische Genie allein nicht hin, sondern die Theorie der Geschichte muß ihm durch feste Gesetze hierzu Hülfe kommen, und vor der Aufstellung derselben können wir kein vollendetes historisches Werk erwarten; eine Behauptung, welche mir erwiesen scheint, die aber auch keinen gehässi-

gen Eindruck im Munde eines Schriftstellers machen wird, von welchem Herodot, Thuzydides, Tazitus und Johannes Müller so verehrt werden, wie sie wohl selten verehrt worden sind.

Fragmente meines Systemes über die Historie wird man in dieser Sammlung finden und mit meinem Begriffe der Geschichte zusammenhalten. Ich müßte mich selbst mehr lieben, als die Wissenschaft, welcher ich mein Leben geweiht, das in einem solchen Falle traurig und kalt seyn würde, wenn ich mir schmeicheln könnte, durch dieses System, wiewohl es nach einer Reihe von Jahren eine höhere Ausbildung erhalten haben möchte, dem erwähnten Bedürfnisse abgeholfen zu haben. Nur wünsche ich, Punkte zur Sprache zu bringen, an deren Entwicklung der Historie ein großes liegt. Wer durch Untersuchungen über dieselben uns weiter bringt, oder durch eigene Meisterwerke der Theorie vorleuchtet, den werde ich mit Begeisterung begrüßen, und ich

kenne kaum einen Gedanken, welcher mich mehr niederschlägt, als dafs ich während meinem Leben vielleicht nicht die entzückende Freude haben sollte, wenn auch nicht in Deutschland, nur unter irgend einer Nation ein historisches Genie aufblühen und in solchen Situationen zu sehn, dafs es Historiker werden könnte.

Studium der alten Geschichtschreiber und Vergleichung derselben mit dem Ideal der Historie und den menschlichen Kräften haben mir die feste Ueberzeugung gegeben, dafs die Historie unter uns eine ungleich höhere Vollkommenheit erhalten könne, als sie jemals im griechischen und römischen Alterthume gewann. Es giebt keinen Geschichtschreiber aus demselben, welcher nicht von mehreren Seiten als Künstler roh wäre, und mancher, welchen wir als Muster für eine Gattung von Geschichtschreibung anführen, kann höchstens auf den Ruhm eines Forschers für die Historie Anspruch machen, wie z. B. Plutarch vortreflich

ist, wenn man ihn bloß insofern betrachtet, als er die Materialien für eine Biographie wählte, aber durchaus nicht auf den Namen eines biographischen Geschichtschreibers rechnen darf; daher alle seine Helden, welche für Biographien behandelt werden können, erst nach seinen und anderweitigen Materialien bearbeitet werden müssen. Dann ist der Gesichtskreis in der Geschichte, welchen der neuere Historiker haben kann, so ungleich größer und umfassender, seine Forschung so viel tiefer, als beide im Alterthume seyn konnten, daß auch der Stil seiner Arbeit ungleich höher seyn wird. Zuletzt entscheidet hier auch die angeführte Bemerkung, daß wir nur nach Vollendung der Theorie über die Geschichte ein gänzlich vollendetes historisches Werk erwarten können, für uns wider die Alten.

Oft versetze ich mich in jene fernen Zeiten, wann durch die vereinte Bemühung von mehreren genialischen und vom Schicksal begünstigten Geistern endlich der Historie auf

einer lichtvollen Anhöhe ein würdevoller Tempel erbaut ist. Die Menschengeschichte tritt mit ihren Rollen vor die Göttin, und diese erblickt mit Freude in denselben die Charaktere der Philosophie, wodurch ihre Reinheit bewahrt wurde; die Biographie, mit der ihr ganz eigenthümlichen, ursprünglichen Schönheit, hängt ihre Lorbeerkränze, an welchen jedes Blättchen mit Sorgfalt geordnet ist, in der Nähe des Altars auf; mit festen, raschen Schritten geht zu demselben die Geschichte der einzelnen Staaten; auf ihrem ganzen Wege sah sie sich von Saaten für das politische Leben der Menschen umblüht, ihr Blick scheint in der Zukunft schon Gefilde zu schauen, die voll von denselben immer schöner grünen. Woher aber auch Dienerinnen der Historie und mit welchem Segen für die Sterblichen zum Tempel der Göttin wallfahrten mögen; so ist die Verehrung derselben doch ihr letztes Ziel, und ihr vereinter Hymnus strömt zum Lobe der Kunst.

Bei solchen Gesichtern fragt der Historiker nicht, ob seine Blätter nicht alsdann im Strome der Zeit werden untergegangen seyn, denn es steht keinem Gelehrten weniger an, als ihm, sich selbst über den Fortgang seiner Wissenschaft nicht vergessen zu können. Die Historie muß es seyn, was ihn an das Leben fesselt; sie muß ihm bei Studien vorschweben, die nicht unmittelbar auf sie sich beziehen, sie muß ihn auf seinen Wanderungen begleiten und seinem Verkehr mit dem Menschen eine bestimmte Richtung auf ihre Vervollkommnung geben. Sie kann ihn unendlich reich machen, aber nur, indem er sich bestrebt, sie zu bereichern; und wenn sie ihm nicht alles ist, so wird er ihr wenig seyn.

In einer solchen Stimmung übergebe ich meinen Lesern diese Sammlung, die ich noch lange fortzusetzen gedenke. Schon deshalb, weil ihnen eine solche Begeisterung für die Historie fremd seyn wird, kann sie ihnen unmöglich das seyn, was sie mir ist; aber auch

noch wegen eines andern Grundes. Die Aufsätze derselben sind Denkmale sehr verschiedenartiger Situationen, in welchen wenigstens mein Geist lebte: früh kann uns die Historie mehr als jede andre Wissenschaft Rath, Stärke und Mäßigung für unser eignes Leben verleihen. Die Erinnerung hat diese Denkmale für mich mit welken und noch blühenden Kränzen behängt, und so haben sie für mich zum Theil ein individuelles Interesse, wovon ein andrer nichts verspüren kann. Mein Urtheil über sie ist nicht unbefangen mehr, und die Resignazion, welche man bei allen eignen Arbeiten haben muß, mir bei ihnen doppelte Pflicht.

Woltmann.

Inhalt

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
I. Geschichte der Hohenstauffen in Italien. Erstes Buch.	3
II. Über Rousseaus Verhältniß zur Kultur seines Zeitalters.	81
III. Versuche über die Biographie.	103
1. Biographien als Bedürfniß unserer Zeit.	105
2. Begriff und Stoff der Biographie.	134
IV. Biographische Fragmente.	137
Einleitung.	139
1. Sophonisbe.	145
2. Kaiser Otho.	159
V. Markus Brutus.	175

I.

G e s c h i c h t e

der

H o h e n s t a u f e n

in

I t a l i e n.

A

E r s t e s B u c h.

Selten waren einem Zeitpunkte, welcher sich durch eine merkwürdige Regsamkeit des menschlichen Geistes und wichtige Ereignisse auszeichnen sollte, so viele groſse Männer vom Schicksal geschenkt, als der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und der ersten des folgenden. Durch den aufkeimenden dritten Stand war eine bedeutende Veränderung der Staatsverfassungen unvermeidlich geworden, das Ritterwesen offenbarte jetzt die schönsten Wirkungen, welche es auf die Bildung des Occidentales haben sollte, und die Dichtkunst, welche unter mehrern Völkern aufblühte, erregte die Hofnung, daſs statt der

bisherigen zwecklosen Gelehrsamkeit und Rohheit Nationalkultur aufkommen werde. Dagegen zeigten sich an der Spitze der Nationen auch Männer, dieses Zeitalters werth. Wenn Heinrich der Zweite von England und der kühne Philipp August von Frankreich auch nur als kraftvolle und planmäßige Herrscher auftreten können: so darf man einige Geister aus dem hohenstaufischen Hause als Genien anführen, die nicht nur ihres erhabenen Zeitalters völlig würdig waren, sondern es noch mit sich weiter vorwärts führten.

Sobald man die Plane dieser Familie, aus welcher mehr ausgezeichnete Männer hervorgingen, als aus irgend einem andern herrschenden Hause, welches die Geschichte kennt, näher beleuchtet hat, trifft man auf die Grundidee, daß Italien der Sitz einer Herrschaft werden solle, welche vorzüglich durch Deutschlands Kräfte sich ausbreiten könne. Die Vorurtheile, welche sich an das Zauberwort Kaiser gehängt hatten, erzeugten vielleicht zuerst diese Idee, aber konnten die Ausführung derselben auch sehr befördern.

Kaum hatte Fridrich der Erste aus dem hohenstaufischen Hause, der Erfinder eines solchen Planes, als ein trefflicher Ritter von seiner Nation bewundert, den deutschen Thron bestiegen: so richtete er schon seine Blicke auf Italien. Nothwendig mußten seine grossen Absichten einen harten Kampf mit der päpstlichen Macht veranlassen. Wer den Ausgang desselben damals hätte berechnen wollen, würde am meisten Hofnung für Fridrich aus dem Umstande gezogen haben, daß sich der aufgährende Geist der Zeit gegen jene finstre Denkart empörte, durch welche der päpstliche Despotism einzig geschützt war. Selbst in dem dritten Stande hätten die Hohenstaufen einen unermüdlichen und endlich gewiß siegreichen Mitkämpfer erhalten können.

Allein gerade er ward die gefährliche Klippe, bei welcher vorüber zu schiffen ihnen ihr ganzer Sinn nicht erlaubte, und deren Furchtbarkeit sie niemals ganz kennen lernten. Besonders Fridrich der Erste besaß einen ritterlichen Stolz, der ihn mit Verachtung

auf die Einwohner der Städte herabsehn liefs, und für seinen Plan glaubte er es nothwendig, den dritten Stand in der Lombardei, wo er mit voller jugendlicher Kraft sich erhob, vernichten zu müssen.

Welche verschiedene Macht mußte er in Italien zertrümmern, ehe er den Grund zu dem Reiche legen konnte, dessen Gröfse ihm vorschwebte. In Unteritalien blühte das Reich der Normannen, die mit ihrer romanhaften Tapferkeit planmäßige Klugheit verbanden, und durch ihr Verhältniß mit Rom dem Ansehn der Kaiser in den italiänischen Angelegenheiten das Gleichgewicht hielten. In diesem Zeitpunkte konnte der König von Sicilien sicher auf einen entscheidenden Einfluß rechnen, weil zwischen dem Papst und der Geistlichkeit auf der einen, und dem römischen Volk auf der andern Seite, die fürchterlichste Gährung herrschte, wovon die unausbleibliche Folge war, daß sich, sobald die eine Parthie beim Kaiser Hülfe fand, die andre um normannischen Schutz bewarb. Iene Revolution unter den Römern war durch die

Lehren des schwärmerischen Arnolds von Brescia bewirkt. Dieser Lieblingsschüler des berühmten Abälards war eine von den schönen Seelen, welche in ihrem Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit jede alte Form zertrümmern, und für ihre Brüder ein Glück schaffen wollen, zu dessen Genusse sie noch nicht gebildet sind. Er gehörte selbst zum geistlichen Stande; aber empört über die Entartung desselben predigte er laut, es wäre schändlich, daß ein Mönch und ein Geistlicher weltliche Güter, ein Bischof Hoheitsrechte besäße; ihnen läge das Heil der Seelen ob, und alle irdische Macht gehörte den Königen, welche weltlichen Dienern den Genuß derselben könnten zufließen lassen. Auf einem großen Concilium ward er von dem Bischofe und der übrigen Geistlichkeit von Brescia seiner Lehren wegen angeklagt, und der Papst Innocenz gebot ihm Stillschweigen. Da ging er nach Deutschland und der Schweiz, und seine feurige Beredsamkeit brachte Bischöfe dahin, daß sie ihn, den ärgsten Feind ihres Ansehns und trotz dem Verdachte der Ketzerei, in welchen sie dadurch

geriethen, mit Freude beherbergten. Allenthalben verfolgten ihn Briefe seiner Feinde, welche warnten, dem süßen Gifte seiner Zunge nicht zu trauen. Bei der Nachricht vom Tode Innocenzens eilte er nach Rom, wo alles voll Aufruhr gegen den neuen Papst Eugen und den päpstlichen Stuhl war. Arnolds Lehren fanden desto leichter bei den Römern Eingang, je häufiger er sie an ihre alte Gröfse erinnerte. "Durch die reife Weisheit des Senats, rief er ihnen zu, durch die ungeschwächte Tapferkeit der Jugend sind eure Väter Herrn der Welt geworden. Erneuert die Würde der erstern, bringt den Ritterstand zu seiner alten Tugend zurück, baut das Kapitol wieder auf, und verjagt den Papst von den Regierungsgeschäften der Stadt! Er mag in den Angelegenheiten der Kirche richten!,, Das entflammte Volk fiel über die Kardinäle her, mishandelte sie und verwundete einige. Zugleich wurden die Palläste derselben und andrer vornehmen Römer niedergerissen *).

*) Olton. Frisingensis de rebus gestis Frider. I. l. 2. c. XXI. ap. Mur. t. 6. 7. 18—20.

Darauf ward die Regierungsform des alten Roms wieder hervorgesucht; aber der Geist, welcher sie einst belebte, liefs sich nicht zu einem entnervten, verdorbenen Volke zurückbeschwören. Dennoch schien er das schöne Italien nicht verlassen zu können; und in den lombardischen Städten offenbarte sich seine Kraft, auf eine gewaltige Weise. Durch Handel und Kunstfleifs hatte sich in ihnen ein dritter Stand gebildet, welcher vom Gefühle der Freiheit und dem Bewusstseyn seiner Macht begeistert, sich in kurzer Zeit Freistaaten erschuf, da die Abwesenheit und Entfernung der Kaiser ihm erlaubte, seine Kräfte zur Zerbrechung der schimpflichen Bande, in welche die Nation durch das Lehnssystem gerathen war, ruhig zu sammeln. Er hatte fast alle Adliche, welche bisher voll Ritterstolz auf ihn herabsahn, gezwungen, in die Städte zu ziehn, welche sich auf eine solche Art bald ein republikanisches Gebiet errungen hatten. Der Stolz der Bürger bestand darin, dafs sie Gesetzen gehorchten, welche sie sich selbst gegeben hatten, die Regierungsgeschäfte besorgte ein Senat, an dessen Spitze drei

Konsuln standen, die aus den drei verschiedenen Abtheilungen der Einwohner, nämlich dem hohen Adel oder den Capitaneen, den gemeinen Adlichen oder Valvassoren und dem Volke gewählt wurden, damit eine völlige Gleichheit der Rechte für die sämtliche Bürgerschaft herrschte. Um aber die Freiheit vor jeder Gefahr zu sichern, durften die Konsuln ihr Amt nur ein Jahr bekleiden *). Ein jeder Bürger war in den Waffen geübt und keinem, der sich auszeichnete, wurden kriegerische Würden und der Rittergürtel verweigert. Eine einzige Stadt konnte oft eine Armee ins Feld stellen, welche dem schönsten Heere von Rittern getrost entgegen ging und mit Löwenmuth focht, weil der Sohn für die Eltern, der Vater für seine Kinder und alle für ihren Heerd und für Freiheit kämpften. Aber nicht für jenes Schattenbild, mit welchem die Römer dieser Zeit spielten; der Freiheitssinn der lombardischen Bürger war aus ihrem Innern entsprossen und ihnen von gleichem Werthe mit ihrem Leben. Iene rangen nach Freiheit, weil der Druck der

*) Otto. Fris. l. 2. c. 13.

Geistlichkeit und ihre Armuth ihnen unerträglich waren; diese weil sie die Güter ihres Fleißes in stolzer Unbeschränktheit genießen wollten: jene von Eitelkeit und dem Andenken an die Vergangenheit gereizt; diese mit der gegründeten Ueberzeugung, daß ihr eigener Werth und die Gegenwart sie dazu berechtigte. Bei den erstern lag die Sehnsucht, frei zu seyn, in Bildern der Phantasie und in Launen; bei den letztern war sie in Gefühl und Gedanken übergegangen. Daher glühten die Römer an dem einen Tage von einem gährenden Enthusiasmus für den unbeschränkten Sinn seiner Väter und küßte an dem andern die Fessel: die Bewohner der Lombardei glühten dagegen auf den Trümmern ihrer Städte für Freiheit, wie in den Tagen des Glücks.

In so verschiedene Parthien war das Land getheilt, welches Fridrich zur Grundlage seiner Herrlichkeit machen wollte; ehe er dies konnte, mußte ein blühendes Königreich unterjocht, das päpstliche System aufgelöst, der Schwindelgeist der Römer gedemüthigt

und der feste Freiheitssinn andrer italiänischen Städte zermalmet werden. Es gehörte wahrlich der unbesiegbare Ehrgeiz dieses Jünglings dazu, um nicht sogleich beim ersten Anfange zu verzweifeln und man muß über seine Kühnheit erstaunen, wenn man die Hilfsmittel betrachtet, mit welchen ausgerüstet er seine Unternehmung begann. In Deutschland verabscheute man die italiänischen Züge; und diejenigen unter den Rittern, welche gern auf Abentheuer ausgingen, hatten schon längst im Morgenlande, wo sie zugleich den Kranz, welchen die Religion bereit hielt, sich erringen konnten, ein gewünschteres Ziel, als Italien, für ihre romantische Tapferkeit gefunden. Wenn aber auch ein Heer zu einem Zuge über die Alpen zusammen kam; so machte sich jeder Krieger doch nur auf eine kurze Zeit zum Dienste verbindlich. Solche Truppen waren nicht geschickt, einen Feind zu besiegen, welcher ihrem Ungestüm hinter festen Mauern Trotz bot. Dagegen fand Fridrich desto mehr Hilfe in seinen eigenen Kräften; durch sich selbst wufste er alle Hindernisse zu besiegen,

und ein unvertilgbares Selbstvertrauen stählte in jeder Gefahr seinen Muth. Zugleich konnte er darauf rechnen, daß die verschiedenen italiänischen Parthien sich nimmermehr gegen ihn vereinigen würden, ja selbst unter seinen furchtbarsten Gegnern, den lombardischen Städten, herrschte eine Feindschaft, wie sie nur zwischen Freistaaten, nur unter rachsüchtigen Italiänern statt haben kann. Mailand war die mächtigste und furchtbarste unter jenen, und würde bald die übrigen unterjocht haben, wenn sich nicht eine Gegenparthie unter Anführung Pavias gebildet hätte. Der Uebermuth der erstern, welche schon lange der deutschen Oberherrschaft gespottet hatte, gab auch den Hohenstaufen die erste Gelegenheit, einen Kriegsschauplatz in der Lombardei zu eröffnen.

Zwei Bürger von Lodi, einer Stadt, welche die Mailänder eben so wie Como ihrer Herrschaft unterworfen hatten, waren im Jahre eilfhundert und drei und funfzig nach Costanz gegangen, um den neuen König zu sehn, welcher daselbst eine glänzende Für-

stenversammlung hielt. Als sie sein hilfreiches Mitleiden gegen die Schwachen merkten, welche von Mächtigen gedrückt wurden, faßten sie Muth, auch ihre Klagen über Mailands grausame Härte gegen ihre Vaterstadt vor ihn auszuströmen. Sie gingen in eine Kirche, ergriffen zwei Kreuze und legten sie über ihre Schultern. So erschienen sie vor dem Angesicht Fridrichs und knieend schwiegen sie lange mit traurigen Mienen, bis er ihnen befahl aufzustehn und die Ursache ihres Kummers zu offenbaren. Da stürzten ihre Thränen hervor und einer von ihnen sprach: "wir sind arme Bürger von Lodi und klagen vor euch und euerm ganzen Hofe die Mailänder an. Einst trieben sie unsre Vorfahren aus ihren Wohnungen, raubten ihnen alles, erschlugen viele und verwandelten die Stadt in einen Steinhaufen. Manche von unsern Vätern entflohn in ferne Länder; die zurückgebliebenen konnten die Trümmer der geliebten Stadt nicht verlassen und bauten sich in der Gegend derselben in sechs neuen Burgen an. Eine von diesen ward bald durch einen berühmten Jahrmarkt blühend, zu welchem

die Mailänder selbst, die Bürger von Crema, Cremona, Pavia und Piazenza die ganze Woche hindurch kamen. Sie wurden dann in den Häusern der Einwohner von Lodi beherbergt, welches dadurch Reichthümer erwarb und an Bevölkerung zunahm. Der Senat von Mailand, welcher die Macht einer benachbarten Stadt fürchtete, befahl daher, daß hinfort der Markt auf einem unbewohnten Gefilde unter freiem Himmel sollte gehalten werden. Jetzt kehrt kein Fremdling mehr in unsre Wohnungen ein, wir leben in Dürftigkeit und der Hunger sitzt auf dem öden Marktplatze. Darum flehen wir dich an, heiligster König! befehl den Mailändern, daß sie uns den Jahrmarkt wieder in unsrer Burg halten lassen”.

Sogleich liefs Fridrich mit Beistimmung aller Fürsten ein Schreiben ausfertigen, womit er einen Gesandten nach Mailand schickte, welcher mit lauter Stimme daselbst befehlen sollte, daß man dem Inhalte des Briefes Gehorsam leistete.

Als die beiden Bürger nach Lodi zurückkamen, erzählten sie voll Freude den Kon-

suln und dem Senate den ganzen Vorgang und glaubten sich ein großes Verdienst um ihre Vaterstadt erworben zu haben; aber sie wurden mit Schmähworten empfangen, man drohte ihnen mit der Verbannung, wenn es wahr wäre, was sie geredet hätten; und sie sollten sogleich die Todesstrafe leiden, wenn sie nicht gegen die übrige Bürgerschaft das strengste Stillschweigen darüber beobachteten. Alles diess floss aus der Furcht vor den Mailändern; doch tröstete man sich damit, daß jene Männer wol Unwahrheit gesprochen hätten. Da sah man nach wenigen Tagen einen königlichen Gesandten durch die Straßsen reiten, welcher bald darauf die Konsuln und den Senat zu sich rufen ließ. Er pries ihnen die Gnade seines Herrn und zeigte ihnen dessen Brief mit dem Siegel: blafs wie Todte, unentschlossen, was sie thun, was sie reden sollten, sahen sie sich einander lange starr an und voll Verwunderung stand der Abgeordnete unter ihnen, der einen Strom von Freudenthränen erwartet hatte, bis endlich einer von den Konsuln wieder zu sprechen vermogte. Er be-

theuerte bei Gott, daß jene beiden thörigten Männer ohne ihr Wissen nach Deutschland gegangen wären und diese gefahrvolle Bitte gethan hätten; zur Erfüllung derselben könnte keine ungelegnere Zeit gewählt werden, als die gegenwärtige, da der entfernte König sie nicht zu schützen vermögte; durch die Rachsucht der nahen Mailänder aber wäre der Verlust aller ihrer Güter, der Untergang ihrer Stadt, ja der Tod selbst ihnen unausbleiblich gewiß; sie wären von der Gnade seines Herrn gerührt, aber bei Gott bäten sie ihn, den Befehl desselben nicht nach Mailand zu bringen, wenn er ihr Verderben nicht wünschte.

Der königliche Bote, Sicherius, sah ganz die Gefahr, in welcher die Einwohner von Lodi schwebten, doch schien es ihm gegen seine Pflicht, seinen Auftrag nicht zu vollführen; auch wußte er, daß Fridrich buchstäblichen Gehorsam verlangte, und versicherte daher die Bürger, er würde es nicht wagen, je wieder nach Deutschland zurückzukehren, wenn er ihrer Bitte Gehör gegeben hätte.

B

Mit Thränen im Auge rifs er sich von ihnen los, mit banger Ahndung sahn sie ihm nach, zitternd erwarteten sie den Blitz, welcher ihre Hütten und sie selbst vernichten würde; am Tage schreckte jede Gestalt, die in der blauen Ferne erschien, nur Säuglinge schlummerten zur Nachtzeit. Da sprengte Sicherius gegen die Stadt heran, athemlos, mit verstörten Blicken. Er hatte den Konsuln von Mailand das Schreiben überreicht und diese hatten es in öffentlicher Versammlung gelesen, wüthend an die Erde geworfen und das königliche Siegel mit den Füßen zertreten. Das Volk war auf den Gesandten losgestürmt, kaum hatte er durch die Flucht sein Leben gerettet; den Tag über mußte er sich versteckt halten, bis er in der folgenden Nacht Mittel fand zu entkommen.

Unbeschreiblich war das Lammern und der Schrecken der Einwohner von Lodi. Viele verliessen sogleich ihr Vaterland, um sich andre Wohnplätze zu suchen: einige verweilten am Tage in der Stadt; aber mit dem anbrechenden Abend zerstreuten sie sich gleich

Räubern in der Gegend umher: andre wurden am Tage flüchtig, aber sobald es dunkel ward, schlichen sie wie Diebe zu ihren Wohnungen und fürchteten jeden Abend, statt derselben einen Steinhaufen zu finden. So irrten sie in ihrem Elend umher, bis sich endlich das frohe Gerücht verbreitete, Fridrich wäre mit einem deutschen Heere in Italien angelangt *).

Als Sicherius an den deutschen Hof zurückgekommen war und das Betragen der Mailänder schilderte, ward die ganze Fürstenversammlung und am meisten der König von Zorn und Wuth ergriffen. Von dem Augenblick an schwur er den übermüthigen Bürgern einen ewigen Ritterhafs, welcher auch in seinem ganzen Leben von keiner andern Empfindung unterdrückt ward, zumal da er nur durch Mailands Untergang die Macht der lombardischen Städte brechen und nur mit den Ruinen desselben den Boden fest machen

B 2

*) Ottonis Morenae historia rerum Laudensium, ap. Murat. t. 6. p. 957 — 65.

konnte, auf welchem sein italiänisches Reich errichtet werden mußte.

Uebrigens hatten die Beleidigungen, welche seinem Gesandten zugefügt waren, die Folge, daß sich die Deutschen, deren Stolz gleichfalls dadurch gekränkt worden, zu dem längst beschlossnen italiänischen Zuge bereitwilliger zeigten. Zu Augsburg versammelten sich im October 1154. die Fürsten mit ihren kriegerischen Haufen: Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, dessen Reuter so zahlreich, wie die königlichen waren, und der ungestüme Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zeichneten sich vor allen übrigen aus.

Durch die engen Alpenpässe, durch das Thal von Trident ging der Heereszug hinab in die Gefilde von Verona und am Gardasee ward das Lager aufgeschlagen. Die erste Handlung, welche Fridrich in Italien vornahm, sollte ihm das höchste Wesen versöhnen, wenn es ihm etwa wegen einiger von seinen Truppen verübten Greuel zürnte. Sie

hatten, als sie in den engen Gebirgen Mangel litten, heilige Oerter verletzt: deshalb sammelte er jetzo Geld im ganzen Heere und liefs es an die Kirchen und Klöster vertheilen, welche durch seinen Zug gelitten hatten. Dann ging er weiter nach den roncalischen Feldern, wo er eine grofse Reichsversammlung hielt, welche bis zum sechsten Tage dauerte und theils aus Fürsten, theils aus Konsuln und andern obrigkeitlichen Personen bestand, denn fast alle Städte hatten Gesandte an den König geschickt. Hier klagten die Bürger von Como und Lodi über die Bedrückungen Mailands in Gegenwart von zwei Konsuln desselben: hier beschwerte sich der Markgraf von Montferat über die Beleidigungen, welche die Stadt Kaire ihm zufügte, und der Bischof von Asti jammerte über den Trotz der Bürger desselben. Um diese beiden Städte zu bestrafen, wollte Fridrich durch einen Theil des Gebietes der Mailänder nach Piemont ziehn und nahm daher die beiden Konsuln derselben, welche an ihn geschickt waren, zu Wegweisern mit; allein sie führten ihn drei Tage hindurch in Gegenden umher,

welche durch einen Krieg zwischen ihrer Vaterstadt und Pavia gänzlich verödet waren, so daß die Truppen an dem nothdürftigsten Unterhalt Mangel litten. Diese beklagten sich desto bitterer über die Treulosigkeit, je trauriger ihre Lage durch einen Regen wurde, der unaufhörlich vom Himmel strömte. Stillschweigend zog Fridrich in die fruchtbaren Gefilde, von welchen Mailand umgeben war, und schlug eine Meile von der Stadt sein Lager auf. Da erschracken die Bürger und glaubten seinen Zorn zu versöhnen, wenn sie das Haus des einen von den beiden Konsuln, welche ohne ihr Wissen so verrätherisch gehandelt hätten, von Grund aus zerstörten. Allein dies war vergebens, denn er war unbeschreiblich gegen sie erbittert, vorzüglich weil sie einen Versuch gemacht hatten, ihn durch eine Geldsumme zu bestechen, daß er ihre Maasregeln gegen die schwächern benachbarten Städte billigen möchte. Er verwüstete mehrere ihrer Schlösser: fühlte sich aber wol zu schwach, gegen die Stadt selbst etwas zu unternehmen. Deshalb setzte er seinen Marsch fort, um sich an Asti und Kaire für

ihren Ungehorsam gegen seine Befehle zu rächen: beide Plätze wurden geplündert und in Brand gesteckt. Nun baten ihn seine Bundesgenossen, die Einwohner von Pavia, den Uebermuth der Bürger Tortonas, welche ihnen noch mehr Drangsal anthäten, als selbst die Mailänder, zu bestrafen. Er war sogleich dazu bereit; doch suchte er noch zuvor die Ruhe seines Lagers zu sichern, in welchem der ungezähmte Geist der Deutschen schon öfters in einen Aufruhr ausgebrochen war. Alle seine Gefährten, sowohl hohe, als niedrige, mußten einem Gesetze Gehorsam schwören, welches verbot, innerhalb des Lagers ein Schwert zu tragen, um einen der Genossen damit zu verwunden; wer dagegen sündigte, dem sollte eine Hand oder gar der Kopf abgehauen werden *).

Um den Schein der Gerechtigkeit für sich zu haben, ließ Fridrich den Einwohnern von Tortona, ehe er dasselbe belagerte, anbefehlen, daß sie von dem Bunde mit den aufrüh-

*) Otton. Mor. h. Laud. p. 965 — 69. — Otton. Frising. l. 2. c. 11. 13—16.

rerischen Mailändern abstehn und ihre Streitigkeiten mit Pavia seinem Urtheil unterwerfen sollten; aber sie verwarfen hartnäckig seinen Antrag. Da erklärte er sie in die Acht als Feinde des Reichs, und schickte einen Theil seines Heers vorzüglich unter Anführung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach voraus, um die Lage des Ortes zu untersuchen; am dritten Tage folgte er selbst nach.

Tortona lag an einem glatten Felsen, gleich einer Warte, von welcher man die Ebenen von Pavia und Mailand überschaun konnte. Der weite Umfang der Mauern, die Menge von hohen Thürmen gaben der volkreichen Stadt ein prächtiges Ansehn: an der Seite, wo die Natur sie weniger durch abschüssige Felsen befestigt hatte, war sie schon von Tarquin dem stolzen durch einen starken Thurm gesichert.

Den untern Theil der Stadt nahm Friedrich schon im ersten Sturm ein; aber von der Nacht und einem aufsteigenden Gewitter begünstigt zogen sich die Bürger in die obere Gegend, wo die Citadelle war. In diese hat-

ten auch die Mailänder und der unternehmende Markgraf Malaspina eine Besatzung geworfen. Im Februar begann nun die eigentliche Belagerung und der König liefs den ganzen Berg so einschliessen, daß niemand entfliehn konnte: er selbst stand auf der westlichen Seite, Herzog Heinrich der Löwe in dem untern Theile der Stadt an der mittäglichen Seite des Berges, und die Krieger von Pavia hatten sich auf dem Gefilde gelagert, welches sich gegen ihre Vaterstadt nordöstlich hinstreckte. Täglich fielen jetzt Gefechte vor, in welchen die Belagerten Löwenmuth zeigten; aber am lebhaftesten war der Kampf in der Gegend, wo die Bürger Pavias standen, theils, weil diese den Einwohnern von Tortona weit verhafter waren, als der ausländische Feind, theils, weil daselbst der einzige Quell floss, aus welchem die Belagerten ihr Wasser schöpfen konnten. Der junge König, welcher sich schon beim Anfange seines Heldenlaufs so unvermuthet aufgehalten sah, strengte alle seine Kräfte an, um die Belagerung bald und glücklich zu endigen und gerieth endlich auf die Idee, durch Minen den

Einsturz des tarquinischen Thurms zu bewerkstelligen; allein die Tortoneser hatten seine Absicht schon gemerkt und selbst unterirrdische Gänge bei demselben angelegt, wo sie den feindlichen Arbeitern aufpafsten und sie erstickten. Nun befahl Fridrich durch verfaulte Leichen das Wasser des Quells zu verderben, wodurch sich aber die Belagerten vom Genusse desselben nicht abschrecken ließen. Da befahl er brennende Fackeln und angesteckte schweflichte Pechkränze in die Wellen zu werfen, wodurch die Flut bitter und ungenießbar werden mußte.

Schon nahte Ostern und noch widerstand Tortona jeglichem Drangsal. Da schloß der König auf vier Tage einen Waffenstillstand, um das heilige Fest feiern zu können; und in dieser Zwischenzeit glaubte er eines Tages, daß sich die Stadt ergeben wollte, denn ein großer Schwarm von Menschen kam aus den Thoren derselben. Es war ein Zug von Mönchen und Geistlichen, welche mit ihren heiligen Gewändern angethan und Rauchfässer in den Händen dem Zelte des Königs nahten.

Er schickte ihnen Bischöfe und gelehrte Männer entgegen, um sich nach ihrer Absicht zu erkundigen. Da erhuben sie ihre Klagen und antworteten, "dafs sie nicht kämen, um für Majestätsverbrecher Gnade zu erflehn; aber was sie Unschuldigen gethan hätten, dafs sie in gleiches Elend mit den Schuldigen gestürzt würden? Alles übrige Ungemach liesse sich ertragen, selbst dafs man dem brennenden Durste durch schweflichtes Wasser neue Kraft geben müfste; aber am geweihten Altar würden sie durch Pfeile geschreckt, durch geschleuderte Steine zu Boden geschmettert; ihrem Gott müfsten sie ein Herz darbringen, das von tausend Gefahren zertheilt wäre. Ob denn auch sie vom Gifte des Aufruhrs befleckt wären? Ihnen lägen ja nur die Geschäfte des Himmels ob, und täglich hätten sie zum König der Könige für das Wohl der Grofsen der Erde gebetet!"

Vielleicht hätte sich Fridrich durch ihre beweglichen Bitten rühren lassen und ihnen erlaubt, ihr Grabgewölbe, wie sie die Stadt nannten, zu verlassen; allein theils hoffte er,

Tortona eher zur Uebergabe zu zwingen, wenn er diese Menge von Geistlichen in die Mauern desselben zurücktriebe, theils fühlte er sich dadurch beleidigt, daß sie in ihre Rede doch einiges zur Vertheidigung Tortonas hatten einfließen lassen, indem sie behaupteten, es hätte sich mit Mailand verbunden, um sich gegen Pavia zu schützen, und wäre von dieser Stadt, einer ungleich gröfseren Verbrecherin, schändlich verläumdete.

Unterdessen hatten sich die Belagerten auf das neue zur Vertheidigung gerüstet und eine Schleudermaschine verfertigt, mit welcher sie den feindlichen Werken grofsen Schaden zufügten; bis in die dritte Woche nach Ostern blieben sie unbesiegbar. Endlich im Monat April thaten sie von dem Mangel an Wasser auf das fürchterlichste gequält den ersten Antrag zur Uebergabe der Citadelle; der König wollte ihnen nichts als Freiheit und Leben gewähren; alle ihre Habe, welche sie nicht mit sich tragen konnten, sollte die Beute des Feindes oder der Flamme werden. Gleich Schatten wankten sie vom Felsen herab, durch das

Einathmen der frischen Luft berauscht: ihre blassen Gestalten zeigten einen furchtbaren Anblick im Widerschein der Flammen, welche von der in Brand gesteckten Stadt emporschlugen. Niemand war froher, als die Bürger von Pavia; im Triumph führten sie den König heim, setzten ihm in ihrer Hauptkirche die lombardische Krone auf und feierten seine Gegenwart drei Tage hindurch mit den prächtigsten Vergnügungen *).

Je länger sich Fridrich in der Lombardei hatte verweilen müssen, desto mehr eilte er nun, die übrige Zeit, welche ihm die Sehnsucht der Deutschen nach ihrem Vaterlande noch in Italien zuzubringen vergönnte, für die Gründung seiner Herrschaft zu benutzen. Als er nach Tuscien kam, verabredete er mit den

*) Otto Frising. c. 17 — 21. — Otto Morena p. 977 — 81. — Sire Raul de rebus gestis Friderici primi in Murat. scriptor. rer. ital. t. 6. p. 1175. Dieser Schriftsteller, dessen Haß gegen den König sich zu deutlich zeigt, erzählt die Belagerung Tortonas mit manchen für denselben nachtheiligen Umständen.

Bürgern von Pisa, daß sie für ihn Schiffe zum Kriege gegen den König Wilhelm von Sicilien ausrüsten sollten; auch sprach er hier das Todesurtheil über Arnold von Brescia. Obgleich dieser Schwärmer für die weltliche Macht ge- eifert und nichts beabzweckt hatte, als daß der geistliche Stand zu seiner ursprünglichen Einfalt zurückkehren sollte: so sah Fridrich doch recht gut ein, daß durch den Untergang der bischöflichen Gewalt zugleich sein Thron untergraben würde, denn durch dieselbe ward immer noch der Uebermuth der weltlichen Großen im Zaum gehalten. Ueberdies beleidigte es seinen Stolz, daß eine so niedrige Volksklasse, wie die Einwohner der Städte, nur um sich desto freier heben zu können, die bischöfliche Macht unterdrücken helfen wollte. Der unglückliche Arnold war in Tusciën gefangen und bis zur Ankunft des Königs im Kerker aufbewahrt worden: er mußte den Scheiterhaufen besteigen, und seine Asche ward in die Tiber geworfen, damit das Volk, welches ihn anbetete, sie nicht als die Reliquie eines Heiligen verehren konnte*).

*) Otto Frisingens. c. 21.

Darauf zog Fridrich mit der größten Eile nach Rom hinab, so daß beide streitende Parthien der Stadt in Schrecken geriethen, da keine wußte, ob er als Freund oder Feind käme. Als er zu Viterbo sein Lager aufgeschlagen hatte, erschien daselbst Papst Adrian der Vierte mit seinen Kardinälen, und ward mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht empfangen; aber plötzlich entflohn seine Begleiter, er selbst schien ängstlich zu seyn und die Deutschen standen voll Erstaunen umher. Der König hatte knieend die Füße des heiligen Vaters geküßt und wollte jetzt von ihm den Friedenskuß empfangen. Da sprach der Papst: „weil du mir die schuldige Ehre, welche deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, meinen Vorwesern, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erwiesen haben, nicht erzeigst; so kann ich dir den Kuß des Friedens nicht geben!“ Fridrich hatte ihm nemlich bei seiner Ankunft nicht den Steigbügel gehalten und behauptete auch jetzt, daß er nicht schuldig wäre, es zu thun. Einen ganzen Tag dauerte der Streit darüber, bis sich der Kö-

nig endlich zum Halten des Steigbügels bequemte, weil sich die ältesten deutschen Fürsten in seinem Gefolge erinnerten, daß Lothar von Sachsen dem Papst Innocenz diese Ehre erwiesen hatte.

Nun entspannen sich vertrauliche Gespräche zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, durch welche Adrian schon öfters Gelegenheit bekommen hatte, die verächtlichste Schilderung von den Römern zu entwerfen, als Gesandte von der römischen Republick im königlichen Lager zwischen Sutri und Rom erschienen. Mit einer Wichtigkeit, als trügen sie in ihren Händen den Erdkreis zum Geschenk, traten sie herzu und redeten also: „wir sind die Gesandten der Stadt, nicht der unwichtigste Theil der Stadt; vom römischen Senat und Volke sind wir an deine erhabene Person, bester König, geschickt. Höre mit heiterm Gemüth, wie die hohe Weltbeherrscherin, deren Fürst, Kaiser und Herr du bald seyn wirst, zu dir redet. Wenn du im Frieden gekommen bist und ich glaube, daß du also nahest, so freut es mich. Du be-

gehrst die Weltherrschaft; gütig stehe ich auf, dir die Krone zu reichen und mit Liebe komme ich dir entgegen. Warum sollte Er, der sein Volk besuchen will, nicht friedlich kommen, nicht wohlwollend auf dasselbe schaun, wenn es das unwürdige Joch der Geistlichkeit abwirft? Möchte jetzt die Vergangenheit zurückkehren, möchten die Rechte der berühmten Stadt vom Scheiterhaufen wieder aufstehn, möchte sie das Weltruder wiederaufnehmen und den Stolz des Erdkreises unter ihre monarchische Gewalt beugen. Einst hatte sie ihre Herrschaft nicht nur bis an die Gränzen des Erdballs erweitert; sondern auch die Inseln, welche ausser demselben liegen, hat sie mit ihm durch ihre Regierung vereinigt!" Auf diese Weise ging die Rede über die alte Herrlichkeit und weise Tapferkeit der Römer, wie auch über die neue vortreffliche Einrichtung noch lange fort, bis die Stadt Rom so weiter fortfuhr gegen den König: "Du warst ein Gast; ich habe dich zum Bürger gemacht: du kamst wie ein Fremdling; durch mich bist du Fürst geworden: was mein Recht war, habe ich dir übergeben.

Deshalb liegt es dir ob, daßs du mir zuerst für meine alten Gesetze und Rechte Gewähr leistest, damit sie nicht durch die Raserei von Barbaren verletzt werden: dann mußt du meinen Dienern, welche auf dem Kapitol dich Kaiser grüssen werden, ungefähr fünf tausend Pfund bezahlen, ferner versprechen, daßs du gegen jede Beleidigung mit deinem letzten Blutstropfen die Republik vertheidigen und endlich alle Versprechungen mit schriftlichen Eiden bestärken wollest!”

Als Fridrich diese Foderungen vernahm, konnte er nicht länger mit seinem Zorne zurückhalten; mit der ganzen Gewalt, welche ihm sein schöner Körper und seine strömende Beredsamkeit gaben, unterbrach er die schwülstige Rede der Gesandten. „Auch er hätte, sagte er zu ihnen, vieles von der Tapferkeit der Römer gehört, noch mehr aber von ihrer Weisheit und könnte sich deshalb über den unsinnigen Stolz ihrer Reden nicht genug verwundern. Allein auch Rom hätte, wie alles unter dem Monde den Wechsel der Dinge erfahren müssen und nur ehemals hätte Tugend in dem

römischen Freistaat geherrscht. Die ganze alte Würde desselben, die Macht der Konsuln und des Senats, die Ehre des Ritterstandes, alles wäre ihm zugleich mit dem Reich übertragen, und dieses durch die Tapferkeit seiner Vorfahren errungen; in seinem Vaterlande ruhte die Asche der ehemaligen Beherrscher Italiens, eines Desider's und Berengar's, welche in der Gefangenschaft ihr Leben geendigt hätten. Er wäre jetzt rechtmäßiger Besitzer des römischen Reichs, und derjenige möchte kommen, welcher Herkules Händen die Keule entreissen wollte. Ob man etwa wähnte, der Sicilianer, auf den man so sehr vertraute, würde dies können? Der mögte die Beispiele voriger Zeiten in Erwägung ziehn und der Arm der Deutschen wäre noch nicht kraftlos geworden. Was die Forderungen der Römer anbetraf, so wären sie entweder gerecht oder nicht; im ersten Falle bedürfte es keines Eides für ihn, um sie zu erfüllen und fern sollte es ewig von ihm seyn, daß er sich zu Ungerechtigkeiten durch einen Schwur verbände. O der Schande, schloß er mit vollem Unwillen, mit einem Eide sollte ich eine Summe Geldes verspre-

chen? von deinem Fürsten kannst du fordern, Rom, was man von Gefangnen zu heischen pflegt? liege ich denn in den Fesseln meiner Feinde? sitze ich nicht hier von zahlreichen und tapfern Rittern umgeben? Mir geziemt es, zu schenken, nicht aber schuldig zu seyn; und warum sollte ich nicht der Sitte meiner Väter gemäß durch Geschenke bei meinem Einzuge die Stadt erfreun; aber wer etwas unbilliges verlangen kann, dem wird mit Recht alles verweigert!”

Hier schwieg Friedrich mit Unmuth und die Gesandten eilten nach Rom zurück, nachdem sie den Umherstehenden gesagt hatten, sie wollten das gehörte ihren Mitbürgern berichten, ehe sie weiter redeten.

Nun sparte Adrian keine Mühe, den König von den hinterlistigen Absichten des römischen Volks zu überzeugen und rieth ihm, junge Mannschaft voraus zu schicken, welche die Peterskirche und die leoninische Burg in Besitz nähme; in der letztern lägen päpstliche Reuter in Besatzung, welche dieselbe sogleich übergeben würden, da er den treuen Kardinal

Oktavian mitschicken wollte. Ungefähr tausend Jünglinge wurden unter den Reutern in der nächsten Nacht ausgesucht und sie erreichten beim Anbruch des Morgens glücklich ihre Absicht.

Sobald es völlig Tag geworden war, bewegte sich das Lager des Königs gegen die leoninische Vorstadt. Es war ein schöner Anblick, wie das Heer der tapfern Krieger, deren Waffen in der Morgensonne stralten, hinter dem Papst und den Kardinälen hinabzog. Während der Kaiserkrönung in der Peterskirche war die Brücke, wodurch die leoninische Stadt mit Rom zusammenhing, von bewaffneten Haufen besetzt, damit die Feierlichkeit nicht von dem wütenden Volke gestört würde. Nachdem sie geendigt war, ritt der Kaiser sein Haupt mit der Krone geziert auf einem geschmückten Pferde, indem sein Gefolge zu Fulse war, in das Lager zurück, welches hart an die Stadtmauer stiefs.

Unterdessen hatte sich das Volk mit seinen Senatoren auf dem Kapitol versammelt, wo es

die Nachricht erhielt, daß die Kaiserkrönung ohne seine Beihülfe vorgenommen wäre. Es strömte sogleich rasend über die Tiber nach der Peterskirche hin, in welcher es noch einige, die sich verweilt hatten, fand und niederstieß. Als Fridrich das Getöse hörte, eilte er sogleich mit seinen Kriegern herzu, vorzüglich weil er fürchtete, der Pöbel möchte über den Papst und die Kardinäle, welche in einem Pallast neben der Peterskirche zurückgeblieben waren, herfallen. In zwei Gegenden kam es zu einem blutigen Gefechte, welches bis in die Nacht dauerte und lange unentschieden blieb, doch mußten die Römer endlich dem Ungestüm der Deutschen weichen; tausend von ihnen waren umgekommen, zweihundert gefangen und viele verwundet. Voll Freude zog der Kaiser in der dunkeln Nacht in sein Lager zurück; allein durch den erfochtenen Sieg hatte er wenig gewonnen und keinesweges die Stadt sich und dem Papst unterworfen. Ja, am folgenden Tage mußte er sich aus Mangel an Lebensmitteln von ihr entfernen; doch zog er sich nicht weiter, als bis in die Gegend von Tivoli zurück, wo sich sein

Heer in einem lieblichen grünen Thal einige Zeit erquickte *).

Noch immer hatte er gehoft, Rom in seine Gewalt zu bekommen und sein Wunsch schien der Erfüllung nahe zu seyn, weil die Sommerhitze, vor welcher sich die vornehmen Römer in die gebirgigten Gegenden zu retten pflegten, ihnen jetzo da sie in der Stadt eingeschlossen waren, unerträglich fiel. Aber eben diese glühende, dicke, verpestete Luft, indem aus den Höhlen und von den Sümpfen tödtliche Dunstwolken emporstiegen, und die Krankheiten, welche im Lager ausbrachen, zwangen den Kaiser, sich aus der Nähe Roms wegzuziehn. Bei Tivoli trennte er sich von dem heiligen Vater und ging über den Fluß Nar hinauf.

Als er hier von den umherliegenden Städten das gewöhnliche Fodrum **) eintrieb, be-

*) Otto Frising. l. 2. c. 22 — 24. — Ottonis de St. Blasio Chronicon. c. 7. — Otto Morena 987. 88. 89.

**) es bestand in Lebensmitteln für das Heer, statt welcher auch wol eine gewisse Summe Geldes bezahlt wurde.

trugen ihn die Spoletaner, welche vorher auch einen seiner Gesandten gefangen gesetzt hatten, auf eine doppelte Weise, indem sie ihn zu wenig Geld und falsche Münze gaben. Der Kaiser beschloß sogleich die übermüthigen Bürger dafür zu bestrafen; und diese zogen ihm entgegen, da sie in ihrer festen Stadt, aus welcher sich die höchsten Thürme gen Himmel erhoben, den Feind hätten ruhig erwarten können. Dies ward ihr Unglück! nach einem männlichen Widerstande wurden sie geschlagen, und die Deutschen drangen zugleich mit den Fliehenden in die Thore Spoletos ein. Fridrich bewies an diesem Tage die vorzüglichste Tapferkeit; er war immer der erste, welcher angriff; ihn fand man da, wo die Gefahr am grössesten war; er erstieg zuerst den festesten Theil der Stadt der auf einem steilen Hügel lag. Spoletto ward geplündert und in Brand gesteckt; diejenigen von seinen Bürgern, welche dem Schwert und der Flamme entkamen, flohn halbnackt auf einen benachbarten Berg. Weil die Luft in der Gegend umher durch den Qualm von den vielen verbrannten Leichnamen verpestet war, muß-

ten die Deutschen bald weiter ziehn; ihr Marsch ging nach dem adriatischen Meere hin *).

Bei Ancona kamen Gesandte vom griechischen Hofe zum Kaiser, wahrscheinlich um ihn zu bewegen, daß er zugleich mit den Griechen ihren gemeinschaftlichen Feind, den König Wilhelm von Sicilien angriffe. Wie gern hätte er einen Zug nach Apulien vorgenommen, um bei seinem ersten Aufenthalt in Italien alle seine dortigen Feinde wenigstens geprüft zu haben; aber die deutschen Heerführer widerstanden allen seinen Ueberredungskünsten. Durch die drückende Hitze gequält, durch ungewohnte Krankheiten geschwächt, nach blutend an den empfangnen Wunden sehnte sich das Heer unbeschreiblich nach der väterlichen Heimath zurück.

Der eine Haufe desselben nahm seinen Weg hierhin, der andre dorthin; der Kaiser selbst zog mit der größern Anzahl durch das Gebiet von Verona. Voll von seinen Planen

*) Otto Frising. c. 24.

für die Zukunft und mißvergnügt, daß ihnen durch seine ersten italiänischen Unternehmungen so wenig vorgearbeitet war, nahte er der Etsch und es ahnte ihm nicht, daß er jetzt am Rande des Verderbens einherging. Die Veroneser hatten das Recht, daß kein deutscher König durch ihre Stadt ziehn durfte; sondern oberhalb derselben über eine Schiffsbrücke gehn mußte, welche von ihnen erbaut wurde. Sie hatten auf eine verrätherische Weise die Schiffe mit dünnen Stricken zusammengebunden und oben in der Etsch hielten sie große Holzhaufen bereit, welche in dem Augenblicke, da sich das Heer auf der Brücke befand, gegen die Mitte derselben von den reissenden Fluten geworfen werden und sie von einander reißen sollten; sie selbst wollten die Deutschen geleiten und alsdann über den zurückgebliebenen Theil derselben herfallen. Allein die herabschiessenden Flöße zerrissen die Brücke erst dann, als das Heer schon hinübergegangen war und die Veroneser, welchen dadurch der Rückweg gesperrt war, wurden als Verräther niedergemacht. Jetzt glaubte Fridrich aller Gefahr entflohn zu

seyn; aber am folgenden Tage sah er sich plötzlich in der schrecklichen Nothwendigkeit, entweder seine Ritterehre oder das Leben einbüßen zu müssen.

Die müden Krieger hatten am Fusse der Alpen, wo sie schon wieder vaterländische Luft zu fühlen glaubten, sorglos geschlummert, und machten sich mit anbrechendem Tageslicht auf, den Berg auf einem engen Fußpfade hinanzusteigen, neben welchem auf der einen Seite die Etsch hinabschäumte, und auf der andern steile Felsenmassen aufgethürmt waren. Auf diesen stand ein festes Schloß, von welchem eine Schaar von Männern kam, welche den engen Pafs besetzten. Es waren Räuber, die sich etwa fünfhundert stark unter dem Herrn der Burg, Alberich, einem Edlen von Verona versammelt hatten. Um eine sichere Beute am Kaiser zu haben, waren am Abend vorher einige von seinen Rittern ungehindert durchgelassen. Fridrich war in der schrecklichsten Lage; neben sich hatte er einen ungestümen Strom, dessen Brücke von einander gerissen war, und unersteigbare

Felsen; hinter ihm war die Bergpforte in den Händen einer veronesischen Besatzung, welcher er nicht trauen durfte, und es gränzte an die Unmöglichkeit, den Uebergang durch die Waffen gegen die Räuber zu erkämpfen. Schon zweimal hatte er Boten an sie geschickt; aber ihre Antwort war gewesen, das Heer würde nimmermehr hinüberkommen, wenn nicht jeder Ritter seinen Harnisch oder sein Pferd, und der Kaiser eine große Summe Geldes gäbe. Diese schimpflichen Bedingungen wurden einmüthig verworfen. Endlich gerieth man auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, ob man einen Felsen, welcher über dem Raubschlosse schwebte, ersteigen könnte, da ihn die Räuber unbesetzt gelassen hatten, weil sie glaubten, nur ein Vogel vermögte zum Gipfel desselben zu gelangen. Der Fahnen-träger, Otto von Wittelsbach, welchem nichts unmöglich schien, ward mit zweihundert Jünglingen, die er sich ausgesucht hatte, dahin abgeschickt. Durch unwegsame Wälder und über Abgründe kam er nach langem Umherirren zu dem Felsen, der aber steil war und glatt, wie mit einem Messer abgeschnitten.

Da stieg ein Krieger auf den Rücken eines seiner Gefährten, und dieser nahm einen Dritten auf seine Schultern, welcher eine Leiter, die sie von ihren großen Spiessen gemacht hatten, auf einen Felsenabsatz brachte. Auf dieser strebte Otto, dem seine Genossen folgten, zur Höhe hinan und pflanzte da seine flatternde Fahne auf, die er bisher zusammengewickelt und verborgen gehalten hatte. Als das Heer sie oben wehen sah, erhob es ein lautes Freudengeschrei und griff die Räuber an, welche nun, über sich und unter sich Feinde, vergebens zu fliehn versuchten. Viele stürzten sich von den Klippen hinab, viele wurden beim Angriff sogleich getödtet und von den Gefangnen erhielt nur einer das Leben geschenkt, wofür er seine Genossen mit dem Strang hinrichten mußte. So ward auch diese Gefahr glücklich überwunden und ohne weitere Mühseligkeiten kamen die Deutschen nun in ihre Heimath zurück, nachdem sie ungefähr ein Jahr in Italien zugebracht hatten *).

*) Chronic. Urspergense 216. 217. — Otto Frising. l. 2. c. 26.

Die Mailänder hatten nur auf den Abzug des Kaisers gewartet, um Tortona wieder aufzubauen und sich an Pavia durch einen blutigen Krieg zu rächen; aber keine Stadt wurde so unbarmherzig von ihnen gemishandelt, als Lodi, indem sie immer fürchteten, diese Nachbarin würde ihnen zu mächtig. Die Bürger desselben hatten sich schon die härtesten Bedingungen gefallen lassen, hatten sogar das Fodrum, einen Tribut, welcher anzeigte, daß sie wahre Unterthanen Mailands wären, entrichtet; und dessen ungeachtet erschienen die mailändischen Konsuln im Anfange des Jahrs eilfhundert und acht und funfzig schon wieder in Lodi, um demselben ein noch härteres Schicksal anzukündigen. Sie verlangten, daß alle Einwohner, welche nicht unter funfzehn Jahren alt wären, einen Eid schwören sollten, daß sie Mailands Herrschaft anerkannten und den Befehlen desselben, was auch dadurch beabzweckt würde, gehorchen wollten. Die halbentseelten Bürger zeigten sich dazu bereit, nur möchte man doch hinzufügen, daß die Treue nicht darunter leiden sollte, welche sie dem Kaiser schuldig wären; aber gerade

den wollten die Mailänder kränken. Jede Einschränkung ward von ihnen verworfen, alle Beschwörungen der Unglücklichen, daß man sie nicht zwingen möge, den Schwur zu verletzen, wodurch sie selbst mit Mailands Einwilligung dem Kaiser gehuldigt hätten, alle ihre demuthsvollen Wallfahrten nach der übermüthigen Stadt, selbst die Bitten und Drohungen von zwei päpstlichen Legaten, welche durch diese Gegend kamen und sich für Lodi verwandten, waren fruchtlos. Voll Edelmuth weigerten sich die armen Bürger standhaft, gegen ihren Herrn treulos zu handeln, selbst dann noch, da der stolze Feind eines Tages in ihre Wohnungen kam, alles mit sich wegschleppte und ihnen unter den fürchterlichsten Drohungen gebot, aus der Stadt zu entweichen. Als die Sonne niedersank, verliessen alle Familien ihre Häuser; doch hegten sie noch die süße Hofnung, in dieselben zurückzukehren; sie verschlossen die Thüren und liessen ihre Hunde und Katzen zur Wache daheim. Die Kinder hingen am Halse und auf den Armen der wandernden Mütter oder liessen sich am Gewande derselben fortziehn; ausser ihrem Ge-

wimmer herrschte die Stille eines Leichenzuges; nur wenn die gebeugte Schaar nach den Dächern der Stadt zurückschaute, die im Abendrothe glänzten, erhob sich ein allgemeines, herzzerschneidendes Geschrei. Jeder suchte seine Wohnung zu unterscheiden und glaubte sie noch zu sehn, wenn die Finsterniß sie schon lange seinen Blicken entzogen hatte; wie glücklich wurde das scharfsehende Auge gepriesen, welches trotz der Nacht die dämmernde Gestalt eines väterlichen Thurms erspähen konnte! Endlich strömte ein Regenschauer rasselnd vom Himmel, und allmählig war schon der leiseste Laut im Zuge verstummt, als er plötzlich still hielt und unbeweglich stand, wie eine Gruppe von Säulen; Flammen über Flammen schlugen von der geliebten Stadt empor! Die Mailänder hatten die Vorstädte in Brand gesteckt. Zwei Nächte, zwei Tage hindurch sah man das lodernde Feuer und die unglücklichen Wanderer heulten, als würde das Mark in ihren Gebeinen von der Flamme verzehrt.

Bei jeder Nachricht von den Unternehmungen Mailands hatte Fridrich unwillkühr-

lich seinen Arm gehoben und sich Flügel gewünscht, um in einem Augenblick jenseits den Alpen zu seyn, zumal da jetzo noch ein neuer Feind daselbst gezüchtigt werden mußte. Auch mit dem Papst war er zerfallen und sah sich nun genöthigt, mit allen vier Parthien in Italien zu kämpfen. Die Römer schlug er mit Hohn, gegen den päpstlichen Stuhl focht er nie ohne einige Zurückhaltung; dem Könige von Sicilien war er feind, wie ein Ritter dem andern, aber sein tödtlicher Haß gegen die Mailänder und ihre lombardischen Anhänger blieb stets mit Verachtung vermischt.

Als der Kaiser im October des Jahrs 1157. einen großen Hof zu Besançon hielt, wo Gesandten von den meisten europäischen Völkern erschienen, waren auch zwei päpstliche Legaten dahin gekommen. Adrian hatte seine beiden vorzüglichsten Kardinäle, Männer von Erfahrung und großer persönlicher Würde, dazu auserlesen. Sie wurden dem Kaiser vorgestellt, als er sich vom Hofgetümmel entfernt und das geheime Dunkel einer Kirche gesucht hatte. Schon ihre Anrede war auf-

fallend. "Euch grüßt, sprachen sie, der seeligste Vater, unser Papst Adrian; euch grüßen alle Kardinäle der heiligen römischen Kirche; jener als Vater, diese als Brüder!" Darauf übergaben sie ein Schreiben, welches der kaiserliche Kanzler Reinald vorlas, nachdem sich die Fürsten versammelt hatten. Es betraf einen Raub, der auf der deutschen Gränze an einem Erzbischof auf seiner Rückreise von Rom verübt war, und um welchen sich Fridrich nicht weiter bekümmert hatte, weil dergleichen fast täglich geschah. Hierüber machte ihm der Papst die bittersten Vorwürfe und klagte ihn der Undankbarkeit an gegen seine Mutter, die heilige Kirche, welche ihn mit so großer Güte in ihren Schoos aufgenommen und mit der kaiserlichen Krone beschenkt hätte, ja ihm noch herrlichere Wohlthaten, wenn es dergleichen geben könnte, nicht würde verweigert haben. Fridrich fühlte durch solche Aeusserungen seinen Stolz sehr gekränkt und unter den Fürsten entstand ein dumpfes Gemurre über die Behauptung, daß die Kaiserwürde vom Papst abhängig sei. Ueberdies konnte ein zweideutiger Aus-

druck *) im Briefe anzeigen, daß der Kaiser ein Vasall des römischen Stuhls wäre, eine Erklärung, welche theils durch den Zusammenhang, theils durch manche Aeufserungen und Handlungen der Italiäner sehr gerechtfertigt wurde. So hatte selbst Fridrich nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von Adrian das Versprechen erzwingen können, daß ein Gemälde im Lateran, welches den sächsischen Kaiser Lothar als einen Lehnsman des päpstlichen Stuhls vorstellte, hinweggenommen werden sollte.

Als der Unwille der versammelten Großen immer lauter ward, fragte einer von den Nuntien: von wem der Kaiser das Reich denn habe, wenn nicht von dem Papst? Hierüber ergrimmete der wilde Otto von Wittelsbach so sehr, daß er nach dem Schwerte griff, um dem Unverschämten den Kopf zu spalten; aber Fridrichs Ansehn hielt ihn zurück. Die Gesandten wurden unversehrt nach ihren Wohnungen zurückgebracht, doch ward ihnen zu-

D 2

*) das Wort *beneficium*, *Wohlthat* und *Lehn*.

gleich befohlen, am folgenden Morgen abzureisen und den geradesten Weg, welcher nach Rom führte, einzuschlagen, ohne zur Rechten oder zur Linken in das Gebiet der Aebte und Bischöfe abzuschweifen. In der Rechenschaft über sein Betragen gegen dieselben, welche der Kaiser dem ganzen Reich ablegte, stellte er die Gründe dar, welche ihn zu einem solchen Befehl bewogen hatten. Wir fanden noch viele Briefe bei ihnen, schreibt er, und Zettel mit dem päpstlichen Siegel, welche sie nach Gefallen beschreiben konnten, um dadurch ihrer bisherigen Sitte gemäß in allen deutschen Kirchen ihr Gift zu verbreiten, um die Altäre zu entkleiden, die heiligen Gefäße zu entwenden, die Krucifixe zu berauben. Die Ehre der Kirche liegt mir am Herzen, aber auch die Ehre des Staats, und ehe ich zugebe, daß die Würde des Reichs durch Verwirrung der Grundsätze leide, mag lieber mein Blut strömen!”

Als die beiden Kardinäle zu Rom ankamen und berichteten, wie unglücklich es ihnen gegangen war, entstand über die auszuübende

Rache ein heftiger Streit unter der römischen Geistlichkeit, von welcher ein großer Theil auf kaiserlicher Seite war. Endlich beschloß Adrian, ein Schreiben an die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe ergehen zu lassen, wodurch er den Kaiser schrecken wollte. Er beklagte sich bitter gegen sie über die unwürdige Behandlung seiner Gesandten, er beschwor sie, die Stütze des Pallastes des Herrn zu werden und den Kaiser durch ihre Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu führen, damit er sich wie ein vernünftiger Mann und rechtgläubiger König betragen möchte. Vor allen Dingen müßten sie von dem Kanzler Reinald und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach für die Lästerungen, welche sie gegen die Nuntien und die heilige Kirche ausgestoßen hätten, diesen hinreichende und öffentliche Genugthuung verschaffen. Sollte Fridrich aber in seinem verstockten Sinn beharren, so werde er erfahren, daß die römische Kirche von Gott selbst auf einem Felsen gegründet sei und trotz allen Stürmen ewig unerschütterlich bleiben werde.“

Die deutsche Geistlichkeit, voll Vertrauen auf den Schutz des staufischen Helden, antwortete in einer zwar bescheidenen, aber männlichen Sprache. Allerdings habe man, schreiben sie, in Deutschland Ursache gehabt über jenen Brief zu zürnen, da er bisher unerhörte Behauptungen enthalten habe. Den Kaiser hätten sie freilich vermahnt, aber er hätte geantwortet, durch zwei Dinge, die Gesetze seiner Vorfahren und die Gewohnheiten, welche von den Kaisern sich herschrieben, müsse das Reich regiert werden; seine Krone verdanke er einzig seinem Gott, die erste Stimme bei der Königswahl gebühre dem Erzbischofe von Mainz und der Köllner habe ihn zum Könige gesalbt, so wie der Papst zum Kaiser; was darüber sei, komme vom Argen.! "Der Pfalzgraf, fahren sie fort, sei abwesend und der Kanzler Reinald habe sich keinesweges an den Gesandten vergangen, sondern ihr Leben gegen das wüthende Volk in Schutz genommen. Uebrigens bäten sie den Papst, den hohen Sinn Fridrichs

durch schmeichelhaftere Reden, als die letztern, zu besänftigen *).“

Unterdessen waren schon zwei Abgesandte des Kaisers nach Italien vorausgegangen, um alles zu dem neuen Zuge über die Alpen vorzubereiten. Fridrich hatte dazu seinen Kanzler Reinald und den Pfalzgrafen Otto gewählt, damit jener durch seine sanften Sitten und seine Anmuth, dieser durch seine rauhe Wildheit, beide aber durch ihre Klugheit, Unterschrockenheit, durch die Würde ihrer schönen Gestalt die Italiäner ihm unterwürfig machen sollten. Ohne diese beiden herrlichen Männer geschah nichts großes in dem neuen Kampf der Deutschen mit Italien; sie kamen ihrem Kaiser fast gleich an Gewalt über die menschlichen Herzen. Alles was sie auf ihrem vorbereitenden Zuge unternahmen, ward mit einem glücklichen Erfolg gekrönt; wo sie hinkamen, schwur man dem Kaiser treu zu seyn und seine Hoheitsrechte gegen jeden Ein-

*) Radevici Canonici de reb. gest. Frid. I. liber prim. c. 8. 9. 10. — 15. 16. in Murat. t. 6.

griff zu vertheidigen. Nachdem sie in Cremona, einer Stadt, welche aus Haß gegen Mailand dem kaiserlichen Interesse äußerst ergeben war, einen glänzenden Hof gehalten hatten, richteten sie ihren Weg nach der adriatischen Küste hin, wo griechische Kundschafter unter dem Vorwande, Söldner gegen den König Wilhelm von Sicilien anzuwerben, geheime Unterhandlungen trieben, welchen der Versuch zum Grunde lag, die Seestädte unter die Herrschaft ihres Hofes zu bringen. Hierüber ergrimmt hatte Otto von Wittelsbach die Thore Ravennas, wo er vielleicht das treulose Gewebe noch genauer hatte kennen lernen, kaum verlassen, als ihm ein großer Schwarm von den Bürgern der Stadt begegnete, welcher mit den Griechen zu Ankona vertrauliche Unterhandlungen gepflogen hatte. Sogleich zog der Pfalzgraf sein Schwert und ging, ohne sich durch ihre Menge und die Nähe Ravennas abschrecken zu lassen, auf den Vornehmsten unter ihnen los, indem er drohte, ihn gefangen mit sich zu führen. Unter dem ganzen Haufen wagte nicht ein einziger, eine Silbe gegen

ihn zu reden; doch liefs er sich endlich besänftigen und zog weiter in die Gegend von Ankona. Nachdem er hier ein Lager aufgeschlagen und Truppen zusammen gezogen hatte, mußten die griechischen Abgeordnete vor ihm erscheinen. Er that ihnen freilich sogleich kund, dafs ihm nichts übrig bliebe, als sie hinrichten zu lassen; allein es war nicht möglich, ihnen hinreichende Beweise darüber vorzulegen, dafs sie sich des Verbrechens der Aufwiegelung schuldig gemacht hatten.

Der Papst war in Todesangst gerathen, als er gehört hatte, dafs der wilde Pfalzgraf, welcher seinem Gesandten den Kopf hatte spalten wollen, in Italien hauste und Friedrich bald nachfolgen werde. Er schickte sogleich Legaten an den letztern; und schon ihre Anrede zeigte, dafs das Herz des heiligen Vaters zerknirscht war, denn von diesem grüßten sie ihn, als den geliebtesten Sohn des heiligen Petrus, und von den Kardinälen, als ihren Herrn und den Kaiser des Erdkreises. Auch die zweideutigen Ausdrücke des vorigen

Briefes wurden in dem neuen Schreiben so erklärt, daß sie nicht mehr anstößig waren. Fridrich ward dadurch versöhnt und liefs die Nuntien reichlich beschenkt von sich *).

Welche prächtige Beschreibung sie wol auf ihrer Rückreise von dem Heere machten, das nächstens in Italien erscheinen würde, denn sie waren dem Kaiser im Lager auf den Feldern von Augsburg vorgestellt, wo der Mittelpunkt war, nach welchem die Krieger aus allen Gegenden von Deutschland, aus Böhmen und Ungarn zusammenströmten. Fridrich hatte den Abscheu der Deutschen vor Italien gänzlich besiegt; sie strengten alle ihre Kräfte an, um seinen Zug zu verherrlichen und schienen sich nach dem Himmel jenseits der Alpen zu sehnen, ob sie gleich wußten, wie leicht die nordische Blüthe durch den Einfluß desselben dahin welkte. Es mußte eine unbeschreiblich zauberische Gewalt seyn, mit welcher dieser grofse Geist die Seelen der Menschen beherrschte, wodurch er eine ganze

*) Radevicus l. I. c. 18 — 23.

Nation, die so wenige Vereinigungspunkte, so wenig Gemeinsinn hatte, wie schon damals die deutsche, mit Enthusiasmus für eine Unternehmung zu erfüllen wufste, welcher ihre ganze Natur widerstrebte. Schon früh hatte er freilich sein Ansehn gegründet, denn, kaum ein Jüngling, errang er sich in einheimischen Febden und auf einem Kreuzzuge den Kranz der Tapferkeit, trat er hervor mit allen den ritterlichen Tugenden geschmückt, welche sein Zeitalter schwärmerisch verehrte. Mehr half ihm der kühne romantische Schwung seines Geistes, welcher in allen seinen Handlungen sichtbar ward, seine ausdauernde und stets rege Heldenkraft, sein trotziges Selbstgefühl, wodurch er sich Bewunderung erzwang, selbst wenn er unter den Füßen seiner Feinde lag. Eine feurige Beredsamkeit rettete ihn oft aus den größten Bedrängnissen: der Sturm seiner Leidenschaften, welcher sich in riesenmäßigen Gedanken und stark tönenden Worten kund that, brachte die Seele des Zuhörers in einen solchen Aufruhr, dafs sie das Vermögen verlor, sich selbst zu bestimmen. Ferner ward seine Herrschaft über die Menschen durch den

schnellen und scharfen Blick befördert, womit er die ganze Individualität eines Mannes, mit dem er nur einmal wenige Worte wechselte, sogleich durchschaute. Daher blieb auch ein so lebhaftes Bild von allen Menschen in seiner Einbildungskraft zurück, daß er einen jeglichen, den er einmal gesehn hatte, und nach vielen Jahren wieder erblickte, so genau kannte, als wären sie täglich miteinander umgegangen. Wie gern hing man sich aber an einen Kaiser, auf den man vor allen übrigen einen vorzüglichen Eindruck gemacht zu haben glaubte! Wer auch allen übrigen Vorzügen Fridrichs widerstand, der ward von der weiblichen Anmuth bezaubert, welche er mit der Stärke des kühnsten Mannes verband; die Reize beider Geschlechter schienen sich in seinem Aeusern, wie in seinem Innern vereinigt zu haben. Wenn er saß und stand, war seine schöne Gestalt, welche durch eine mehr als gewöhnliche Höhe Aufmerksamkeit erregte, voll ernster Würde und doch schwebte oft die gutmüthigste Heiterkeit über seinem ganzen Wesen; seine großen flammenden Augen lächelten häufig voll Freundlichkeit;

sein kleiner zierlicher Mund zeigte Entschlossenheit in den zarten Lippen, welche im Reden eine Reihe von schneeweissen Zähnen sichtbar machten; seine starke Brust, seine breiten Schultern wurden schöner durch die jungfräuliche Schlankheit des Leibes; mit den kraftvollen Schenkeln schritt er mächtig einher, aber sie waren durch sanfte Schönheit gerundet. Mitten im Gespräche, wann er die kühnsten Gedanken sagte, mitten im Handeln, wann er seine gewagtesten Plane verfolgte, deckte oft Schaamröthe die blendende Haut seines Gesichts; und die ihn umgaben, schmeichelten sich, durch ihre Gegenwart sie bewirkt zu haben. Daher schmiegte sich an ihn der selbstsüchtige Starke, wie der hülfe-suchende Schwache; dieser, um sich an dem kraftvollen Kaiser emporzurichten, jener weil die Biegsamkeit des erröthenden Mannes seiner Herrschsucht Befriedigung versprach. Allein jene glühende Schaam galt nicht fremden Wesen; Fridrich erröthete nur vor sich selbst. Jeder edleren Seele schwebt ein Ideal vor, in welchem sie dereinst der Anschauung aller ihrer Kräfte geniessen will; bei dem Staufer

ging es, sofern es seine Person betraf, auf die höchste ritterliche Vollkommenheit, und in Hinsicht auf seine Unternehmungen bestand es in der Gründung des italiänischen Zauberreichs. Wenn er redete, wenn er handelte, überraschte ihn oft das Gefühl, wie weit er noch von seinen Idealen entfernt wäre, und trieb durch sein gewaltig schlagendes Herz das Blut in seine Wangen. Wahrlich, dieses Erröthen war ein furchtbares Zeichen für den Freiheitssinn der lombardischen Städte; ein solcher Geist vergiftet seine Lieblingsideen nur mit dem letzten Lebenshauch; und um die seinigen zu vollführen, mußte Fridrich den dritten Stand mit ritterlicher Verachtung vernichten, das lombardische System zertrümmern. Mit unverwandtem Blick auf sein Ideal ging er auch sein ganzes Leben hindurch, obgleich das Mitleiden seiner Seele nicht fremd war, dennoch gefühllos über dampfende Trümmer und Leichenhaufen, und achtete nicht auf den Vorwurf der Grausamkeit *).

*) Chron. Abbat. Ursperg. p. 215. — Radevic.
l. 2. c. 76.

Im Frühling des Jahrs 1158. setzte sich Fridrich in Bewegung nach Italien. Ein so zahlreiches deutsches Heer von auserlesenen Kriegern hatte noch nie die Alpen erstiegen; in vier verschiedenen Abtheilungen nahm es seinen Marsch über dieselben. Der Kaiser selbst kam vom König von Böhmen und seinem Vetter, dem staufischen Herzog Fridrich von Schwaben, von den drei deutschen Erzbischöfen und einer zahllosen Menge von Bischöfen, Aebten und Grafen begleitet im Julius in der Lombardei an. Als er die blühenden, fruchtbaren Gefilde überschaute, als am blauen Horizont ihm die stolzen Thürme der vielen prächtigen Städte erschienen, da füllten Thränen seine Augen, sein grosses Herz schlug gewaltig gegen den Brustharnisch, er fühlte sich von dem Gedanken gehoben, daß alles das sein werden sollte!

Seine erste Handlung betraf den Frieden und die Ruhe in seinem Lager; durch zweckmäßige Anordnungen suchte er den ungestümen Sinn der verschiedenen deutschen Völker und der einzelnen Ritter zu zähmen, damit

der tödtliche Haß, welchen sie aus ihren Fehden nach Italien mitgebracht hatten, nicht seine Unternehmungen sogleich unterbrähe. Inzwischen hatten sich auch die italiänischen Truppen von den Städten und Baronen, die mit ihm verbündet waren, zu seinem Heere gesammelt und selbst eine beträchtliche Anzahl von Rechtsgelehrten, welche zur Zeit der wiederauflebenden römischen Jurisprudenz im größten Ansehn standen, war in sein Lager gekommen. Als nun alle begierig waren zu vernehmen, wohin sich ihre Macht zuerst wenden werde, trat Fridrich unter ihnen auf und redete also:

„Nicht aus Uebermuth beginn ich einen neuen Krieg, denn sein Ausgang bleibt immerhin zweifelhaft, und nicht ohne Schauer denke ich an alles Drangsal, das ihn begleitet, an den Durst, den Hunger, die Nachtwachen meiner Gefährten, den Tod, welcher in so mancherlei Gestalt ihnen auflauert. Nicht Herrschucht treibt mich zu Schlachten, sondern die Wuth der Aufrührer. Mailand ist es, das euch vom väterlichen Heerd hin-

wegzog, das euch den süßen Umarmungen eurer Kinder, eurer Frauen entriss, das mit allen Drangsalen euer Haupt belastet. Aus Liebe zum Frieden laßt uns den Krieg beginnen, damit die Kühnheit der Verruchten zu Schanden werde, damit man, statt unsre Langmuth zu loben, an uns nicht Trägheit tadle. Das Schwert der Rache wollen wir schwingen; doch fodern wir zuvor euer Urtheil auf, ihr Diener der Gerechtigkeit; auch nicht der kleinste Grund zur Entschuldigung soll die Verwegenheit unsrer Gegner beschirmen. / Ja, dieser Krieg ist gerecht; wir führen ihn kraft unsrer höchsten Gewalt. Wohlan, seid unverdrossen, erkämpft den Kranz des kriegerischen Ruhmes und unbescholten werde die Würde erhalten, welche Karl und Otto unserm Reiche schenkten!,,

Ein lautes Jauchzen des Beifalls erhob sich von allen Seiten; doch riethen die Rechtsgelehrten, der gesetzlichen Vorschrift gemäß die Mailänder vorzuladen, ehe die Rache an ihnen vollzogen würde. Dies geschah, und

Mailand schickte auch Abgeordnete ins Lager; aber an Frieden war bei solchen Gesinnungen beider Parthien nicht mehr zu denken. Fridrich erklärte die Stadt auch bald in die Reichsacht. Obgleich dieser Schlag längst erwartet war, machte er doch einen schrecklichen Eindruck auf die Bürger. Die schwelgerische Freude, in welcher sie lange gelebt hatten, verwandelte sich plötzlich in Trauer. Der Furchtsame irrte in geschäftiger Eile umher, ohne etwas zu vollbringen, und der Muthige betrachtete die Gefahr seiner Vaterstadt nicht ohne Bangigkeit. Die Weiber liefen in den Gassen auf und nieder, schlugen sich an die Brust, streckten flehend die Hände gen Himmel und bejammerten ihre Säuglinge. Aber der größte Theil der Einwohner faßte sich bald, und vorzüglich sah die junge Bürgerschaft, welche sich durch die Arbeit ihrer Hände ernährte, jeder Gefahr getrost entgegen; der Adel und die Vornehmen der Stadt stimmten aus Furcht in die Anschläge derselben ein und erwarteten stillschweigend den Ausgang.

Als die Sonne am achten August aufging führte Fridrich sein Heer, welches über hunderttausend Mann stark in sieben Legionen abgetheilt war, zur Belagerung Mailands. Voran zogen Ritter mit denjenigen Truppen, welche für einen sichern und freien Weg sorgen mußten. Um den Adler und die übrigen Fahnen ertönten die Hörner und Trompeten. Die Knechte bei den einzelnen Haufen zogen mit dem Fußvolke und sorgten für das Gepäck, welches auf Mauleseln und anderm Zugvieh geführt wurde. Dann folgten die Krieger mit den Belagerungsmaschinen, und die Miethsoldaten machten den Beschluß des ganzen Zuges. In der schönsten Ordnung rückte das Heer an, und die Mailänder, welche bewafnet auf ihren Wällen standen, waren in den schauerlichen Anblick verlohren; sie machten nicht die geringste Bewegung mit den Waffen und schauten stumm auf die Gefilde herab, auf welchen sie mit den furchtbaren kriegerischen Schwärmen um Freiheit und Leben kämpfen sollten.

Die Stadt streckte sich in einem Umkreise von hundert Stadien auf einer ofnen grofsen Ebene hin, rings umgeben mit einer festen Mauer und einem Graben, der breit, tief und mit Wasser gefüllt war. Auf prächtige Thürme hatte sie nie so gesehn, wie die übrigen Städte, voll Vertrauen auf die tapfere Menge ihrer Bürger und die Macht der mit ihr verbündeten Oerter. Von jeher war sie bemüht gewesen, das kaiserliche Ansehn zu verhöhn, und hatte es immer für unmöglich gehalten, dafs sie bei einem solchen Umfang ihrer Mauern je könnte eingeschlossen werden. Allein gerade dies beabzweckte Fridrich und hatte deshalb schon die verschiedenen Thore unter die Fürsten vertheilt, welche nun mit allen Kräften arbeiteten, die Befestigung ihres Lagers zu Stande zu bringen. Die Mailänder suchten dies durch häufige Ausfälle zu verhindern, die besonders zur Nachtzeit geschahn und blutige Gefechte veranlafsten. Auf beiden Seiten wurden Wunder von Tapferkeit verrichtet, doch übertraf der schwärmerische Muth der deutschen Ritter an Kühnheit die besonnene Tapferkeit der mailändischen Bür-

ger. Keiner aber zeichnete sich so aus, wie Otto von Wittelsbach.

Als er eines Tages das Thor, welches er umzingelt hatte, nur von wenigen Hüttern nachlässig bewacht sah, glaubte er eine Gelegenheit gefunden zu haben, wo er sich vor allen übrigen Fürsten den Preis der Kühnheit erringen könnte. Kaum fing es an Abend zu werden, als er seinen Rittern gebot, sich in aller Stille zu bewafnen, und seinen Knechten befahl, Büschel von dürrem Brennholze, wie auch Feuer bereit zu halten. Nachdem er ein Zeichen gegeben hatte, stürmten alle plötzlich nach den Werken vor der Brücke hin, die auf einem Damm errichtet waren: das hingeworfne Feuer griff bald um sich und die Flammen loderten von den Büscheln in die Höhe. Aufgeschreckt von dem Anblick zitterte das Volk in der Stadt und wufste nicht, was es zuerst thun sollte; es fürchtete, daß auch die Brücke und das Thor, ja die Stadt selbst möchte eingeäschert werden. Ganze Schwärme von Bewafneten und Unbewafneten brachen hinaus, um nur das Feuer von der

Mauer abzuhalten; aber die Deutschen, von den unstäten Flammen vergrößert, stürzten ihnen wie Riesengestalten entgegen. Da begann der blutigste Kampf; die eine Parthie focht für den glücklichen Ausgang einer Unternehmung, welche die Krone ihrer Ritterthaten seyn sollte; die andre für alles, was sie auf der Welt besaß. Die brennenden Holzbüschel und die Fackeln erhellten die Finsterniß: der Schlachtruf, das Geklirre der Waffen, das Gewimmer der Sterbenden erscholl von allen Seiten; es schien, als wären die Geister der Hölle heraufgestiegen, um in den schrecklichen Stunden der Mitternacht auf der Erde mit einander zu kämpfen. Otto von Wittelsbach war immer an der Spitze und schwang mit ungeheurer Kraft sein blutiges Schwert; der Feind staunte ihn an, wie eine übermenschliche Erscheinung. In der Mitternacht schieden die kämpfenden Parthien von einander, mit einem beträchtlichen Verlust auf beiden Seiten; ohne seine Absicht erreicht zu haben, mußte der Pfalzgraf in sein Lager zurückkehren.

So groß auch die Erbitterung war, mit welcher die Belagerten und die Deutschen gegen einander fochten, verdient sie dennoch kaum den Namen von Feindseligkeit, wenn man sie mit der barbarischen Wuth vergleicht, welche in den Gefechten zwischen den Mailändern und ihren alten Feinden, den Bürgern von Pavia und Cremona herrschte. Diese waren mit im kaiserlichen Heer. Voll Freude sich an dem stolzen Mailand rächen zu können, hatten sie sogleich alle Weinberge in der Gegend umher zerstört und die Feigenbäume und Oelbäume zerhackt. Wenn sie einen unglücklichen Bürger der Stadt gefangen bekamen, so stießen sie ihn entweder im Angesicht seiner Mitbürger nieder, oder banden ihn vor den Thoren an einen Pfahl, um mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Die Mailänder, welche auf noch größere Grausamkeit sannen, rissen die gefangnen Bürger von Pavia und Cremona in Stücken und schleuderten diese nach dem feindlichen Lager hin.

Indessen hatte es, so groß auch der Verlust war, welchen die Belagerten bei ihren

häufigen Ausfällen litten, noch wenig Ansehen, daß Fridrich die Stadt zur Uebergabe zwingen werde, zumal da die eine Hälfte derselben noch so wenig eingeschlossen war, daß die Bürger herausgehn, ja selbst ihr Vieh noch auf die Wiesen hinaustreiben konnten. Jetzt rückten die Deutschen aber auch hier näher gegen die Mauern. Als die Mailänder den Feind heranziehn sahn, glaubten sie, daß er einen Sturm wagen werde; sogleich läutete man die Glocken und die junge Mannschaft ward durch das Geschmetter der Trompeten auf die Wälle gerufen. In dem Wahne, sie würde angegriffen werden, hielt sie sich ganz ruhig und suchte es dem Kaiser durch keinen Ausfall zu verwehren, daß er sich in der Nähe der Mauern festsetzte. Bald darauf kam auch ein festes Gebäude von Quadersteinen, das einem Thurm ähnlich war und von welchem man, wie von einer Warte, sowol die Stadt, als auch das Lager der Deutschen übersehn konnte, in die Gewalt der letztern. Mehr aber als ihre Tapferkeit und alle erfochtenen Vorthelle unterstützte diese eine fürchterliche Pest, welche in dem mit Menschen

angefüllten Mailand ausbrach. Unaufhörlich erscholl nun die dumpfe Todtenglocke, durch alle Gassen wurden Leichenbahnen getragen; wer nicht durch das Schwert gefallen war, dem brach der Hunger das Herz, den tödtete das Gift der Pest. Der sterbende Sohn jammerte um den gestorbenen Vater; Mütter lagen ohnmächtig auf den Leichen ihrer Kinder; die ganze Stadt war wie ein Grabgewölbe, wo Schatten an Gräften jammern. Dennoch war der Muth der Mailänder nicht niedergeschlagen; viele unter ihnen schwuren mit abgezehrtem Gesicht und hohlen Augen, für die Ehre der Stadt und die Freiheit des Vaterlandes zu sterben.

Da veranstaltete Graf Guido von Blandrate, ein Mann, welcher sich durch sein schlaues Benehmen die Liebe seiner Mitbürger und zugleich die Gunst des kaiserlichen Hofes zu erwerben gewußt hatte, eine große Volksversammlung, in welcher er also redete:

”Wenn ich bisher eurem Staat unverbrüchliche Treue bewiesen habe, wenn es immer

mein heissester Wunsch war, Mailand blühend zu sehn: so folgte ich nur meiner Pflicht. Von frühster Kindheit an habt ihr mich voll Liebe gehegt, mein ganzes Leben hindurch mir so viele Wohlthaten erwiesen, daß ich zu schwach bin, euch zu danken, wenn mein guter Wille mir nicht einiges Verdienst in euren Augen erworben hat. Voll Zutrauen auf eure milde Denkungsart wage ich jetzt zu reden und fürchte nicht von Gutgesinnten getadelt zu werden, wenn meine Rede gegen die Meinung und Leidenschaft einiger unter euch anstößt. Euer Ruhm ist bisher im höchsten Glanz erschienen und eure Thaten sind allen Sterblichen kund geworden; aber das Glück herrscht über die Angelegenheiten der Menschen und dieses beweist sich jetzt treulos gegen uns. Laßt uns streben mit dem Schwunge seines Rades; jetzo in die Tiefe geschleudert werden wir bald wieder zu den Sternen erhoben. Gern gesteh' ich's, die Freiheit ist ein unschätzbares Gut und es ist schön, für sie zu kämpfen; aber das kräftigste Naturgesetz befiehlt dem Menschen, wie dem Löwen, dem Stärkern zu weichen; und wenn

uns etwas für den Verlust einer alten Freiheit trösten kann: so ist es der herrliche Sieger und die Würde des Reichs, dem wir unterthan werden. Unsre Väter waren besser, als wir und glühten nicht weniger für Unabhängigkeit; aber dennoch konnten sie Karl dem Großen und Otto dem Ersten nicht widerstehn. Fridrich wird freilich nimmermehr durch den Sturm seiner Waffen unsre Mauern durchbrechen; nur hat er fürchterliche Gehülfen am Hunger und an der Pest. O ich beschwöre euch, ihr Männer denkt an eure Weiber, ihr Väter an eure Söhne und ihr Kinder an eure Eltern! wenn ihr euren Entschluß nicht ändert, so wird Mailand bald entvölkert seyn. Bei Gott, es ist nicht Feigheit, was mich also zu reden treibet; ich bin bereit, für dieses Volk, für diese Stadt zu sterben und mit Freude will ich jeden Blutstropfen für eure Wohlfahrt vergiessen!"

Als Guido ausgeredet hatte, wagte es keiner, einzeln zu widersprechen, doch gaben viele durch Winke ihren Unwillen zu erkennen und bisweilen erhoben mehrere zu glei-

cher Zeit ein Gemurre. Endlich siegte die Meinung, daß sich die Konsuln mit Friedensvorschlägen durch die deutschen Fürsten an den Kaiser wenden sollten. Wer war froher als Fridrich, die stolze Stadt dahin gebracht zu sehn, daß sie sich ergeben mußte? Folgende Bedingungen waren die vornehmsten, unter welchen Friede geschlossen ward:

Die Mailänder sollen dem Aufkommen der Städte Como und Lodi kein Hinderniß in den Weg legen und dieselben für so frei achten, als ihre eigene Stadt, wiewohl unbeschadet den kirchlichen Rechten des mailändischen Erzbischofs; die sämtlichen Einwohner, nur die unter vierzehn Jahren und über siebenzig ausgenommen, müssen dem Kaiser den Eid der Treue schwören; auch wird von ihnen eine Summe von neun tausend Mark Gold oder Silber bezahlt und ein kaiserlicher Pallast erbaut: für die Erfüllung dieser Bedingungen müssen dreihundert der vornehmsten Bürger als Geisseln ausgeliefert werden. Die Konsuln sollen in der Zukunft zwar vom Volke gewählt, aber vom Kaiser bestätigt wer-

den. Alle Regalien, welche das Gemeinwesen von Mailand besitzt, gibt es sogleich auf, und macht nie einen Versuch, sie wieder zu erhalten, sondern beschützt sie vielmehr gegen jeglichen Eingriff.

Nachdem man über diese Bedingungen und einige andre übereingekommen war, wurden die Mailänder vom Reichsbann freigesprochen; am sechsten September kamen sie in einem langen Zuge an den kaiserlichen Hof im Lager, mit einem solchen Gedränge von Menschen, daß Fridrich und die Fürsten kaum Platz behielten. Ein sonderbares Schauspiel! Der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit gingen voran, mit nackten Füßen, in demuthsvoller Kleidung, Kruzifixe in den Händen; dann folgten die Konsuln und die Vornehmsten der Stadt, gleichfalls mit entblößten Füßen, mit bloßen Schwertern über dem Nacken, ihre Kleider hatten sie von sich geworfen. Manche unter den Zuschauern wurden von dem Anblicke bewegt und dem Gedanken an die Nichtigkeit aller menschlichen

Größe; der Kaiser selbst zeigte einen sanften Ernst und äuserte gegen die Mailänder, es hätte ihm wehe gethan, daß es ihr eigener Wille gewesen wäre, statt der vielen Wohlthaten, die er ihnen gern erwiesen hätte, nur Elend aus seiner Hand zu empfangen. Nachdem die Bedingungen vorgelesen waren und man sich den Handschlag des Friedens gebothen hatte, wurde die kaiserliche Fahne als Siegeszeichen in der Stadt aufgerichtet. Den rührendsten Anblick gewährten die Gefangnen, welche in einer langen Reihe zu den Füßen des Kaisers kamen. Viele fanden unter dem Heer alte Freunde und Verwandte, und wurden mit Freudenthränen empfangen, der Bruder hing am Halse eines verlohrnen Bruders und graue Eltern sahen sich jetzt in den Armen von Kindern, deren geliebte Mienen sie nicht gehoft hatten wieder zu erblicken. Mancher der als Jüngling in einer alten Fehde seiner Vaterstadt gefangen worden war, hatte in scheuslichen Gefängnissen frühe die Gestalt eines Greisen bekommen, und blieb jetzo lange unerkant von seinen ehma-

ligen Genossen; alle aber wurden wegen der Blässe ihrer abgezehrten Wangen beklagt *).

Durch die Eroberung Mailands war plötzlich Friede in der Lombardei, denn die Furcht vor einem Helden, welcher diese furchtbare Stadt bezwungen hatte, schreckte alle übrige von jeder Unternehmung gegen ihn zurück. Jetzt, glaubte Fridrich, wäre der Zeitpunkt gekommen, wo Belohnungen für ihm bewiesene Treue den vortheilhaftesten Eindruck machen müßten. Niemand hatte gerechtere Ansprüche auf seine dankbare Unterstützung, als die Einwohner von Lodi, und je prächtiger die Stadt derer, welche von dem stolzen Mailand auf das äuserste gemishandelt waren, emporstieg, desto mehr wurde seine Macht in Italien dadurch verherrlicht. Nach der unglücklichen Nacht, da ein Theil ihrer väterlichen Wohnungen durch den Feind in Brand gesteckt ward, waren sie nach Pizzigithono gezogen, einem kleinem Orte, wo drei oder vier Familien in einem Häufchen zusammengeprefst leben mußten. In der

*) Radevic. l. 1. c. 25 — 43.

Hitze des Sommers hier auf einander gehäuft und von allem entblöst, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, starben sie so plötzlich und in so großer Menge, daß die Leichenbegängnisse vom Aufgang der Sonne bis zum Abendroth unaufhörlich fort dauerten. Fridrichs Ankunft in Italien hatte sie wieder belebt; auch waren schon einige von ihnen vor der Belagerung Mailands mit Kreuzen auf den Schultern zu ihm gekommen, und hatten um einen Platz zu einer neuen Stadt gebeten. Sie hatten sich den felsigten Hügel Ghezón an der Abdua dazu ausgesucht, und der Kaiser, welcher ihn in Begleitung der Fürsten besah, glaubte auch, daß die Lodier daselbst gegen die Verfolgungen der Mailänder geschützt seyn würden, denn der Fluß umgab den ausgesuchten Platz fast ganz, und nur auf einer Seite brauchte die neue Stadt durch Mauern und einen Wall gesichert zu werden. Nach der Erobrung Mailands verwandte Fridrich große Summen auf die Erbauung derselben *).

*) Otton. Moren. hist. Laud. p. 1003. 1011; Radevic. l. 1. c. 46.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

U e b e r

Rousseaus Verhältniss

zur

Kultur seines Zeitalters.

F

Die seltsame Erscheinung, welche Rousseau in der neueren Literatur ist, führt uns auf ein Problem in der Kultur unsers Jahrhunderts überhaupt, welches näher muß betrachtet werden, wenn man jene begreifen will.

Sobald der Mann, welcher durch Liebe zu den Wissenschaften und der Natur den Fähigkeiten seines Geistes einen größern Werth, seinem Charakter einen höhern Adel gab, und sich dabei jene heilige Unschuld des Herzens erhielt, ohne welche kein wahres Genie erscheint, sobald er hinaustritt in die Kreise der gebildeten Welt, und zu dem Göttlichen, was im Menschen ist, reden will, vernimmt er kaum ein Echo, das ihm antwortet. Die Sinnlichkeit hat der geistigen Kultur, und diese jener die Hand gegeben, aber beide nur,

um sich einander zu Grunde zu richten. Sklaven der Verfeinerung, welche dieser Bund der Feindschaft hervorgebracht hat, wandeln die Menschen kraftlos umher, und das höchste, was sie vermögen, besteht darin, daß sie erblassen und zittern, wenn sie den ehernen Fußtritt der Pflicht vernehmen.

Eine Folge der Furcht vor dieser und eine stete Begleiterin der Ungleichheit des Lebens, die aus einer solchen Verfeinerung entspringt, ist Mangel an Freude. Wenn ein Volk auf der Stufe der Bildung steht, wo Sinnlichkeit und geistige Kultur zusammenregieren, wird durch alle Einrichtungen des bürgerlichen Lebens der Frohsinn verbannt. Auch den Sohn der Wissenschaft und der Natur drückt zuletzt die Bürde seines Zeitalters nieder, wenn er sich auch lange mit starker Seele über das Ungemach der Gegenwart zu erheben wufste.

So tummelt sich der größte Theil unsrer gebildeten Welt in niedrigen Leidenschaften, üppigen Vergnügungen umher, und ist froh, wenn er sein Daseyn nur vergessen kann: so schlagen die bessern Menschen die Schwingen

ihrer Seele voll Sehnsucht nach einer andern Heimath. Woher entspringt dieser drückende Zustand? ist es denn unvermeidlich, daß mit der Kultur Misbehagen und Verderben in Gesellschaft erscheinen?

Ursprünglich ist der Mensch ein Ganzes, und so lange er es bleibt, geht er stark und frei und ohne Misvergnügen durch die Welt. Allein es ist seine Bestimmung, daß er die Kräfte, welche anfänglich friedlich in ihm ruhn, bis zum höchsten Grade entwickeln soll, und das erste Mittel, welches ihm die Natur zur Erfüllung dieser Bestimmung verlieh, ist die große Heteronomie, welche sich zwischen seinen Anlagen findet. Sobald er nämlich beginnt, durch irgend eine Anstrengung den Schlummer seiner Kräfte zu stören, bilden sich drei Hauptparthien unter denselben. Die Sinnlichkeit horcht auf andre Befehle, als die Sittlichkeit, die intellektuellen Kräfte richten sich nach ihren eigenthümlichen Gesetzen. Der Krieg, welcher nun nothwendig entsteht, ist gleichsam die Bildungsschule für alle diese Parthien, aber auch die

Quelle von allem unsern Unglück. Die unaufhörliche unvermeidliche Spannung zwischen den menschlichen Kräften zerstört alles Wohlbehagen, und wenn eine von ihnen gedrückt wird, so trifft der Druck doch den ganzen Menschen, und der Sieger muß einen traurigen Triumph über sich selbst feiern.

Je mehr sich nun die verschiedenen Kräfte entwickeln, desto mannigfaltiger wird natürlich auch der Krieg zwischen ihnen und desto mannigfaltiger auch das Ungemach unsers Geschlechtes, bis endlich alle unsre Anlagen so ausgebildet sind, daß Harmonie zwischen ihnen statt findet und der Mensch wiederum ein Ganzes geworden ist. Ehe wir aber diesem Zeitpunkte nicht wenigstens sehr nahe kommen, kann es nicht fehlen, daß wir uns oft in jenes Paradies des Friedens und der Unschuld zurücksehnen, aus welchem unsre Bestimmung uns vertrieb. Daher finden wir auch alle Perioden hindurch, in welchen die Menschheit auch nur etwas kultivirt war, Sagen von einem verlohrnen Paradiese, von einem goldenen Zeitalter, und die Phantasie

bot alle ihre Zauberkräfte auf, um uns das Gefühl dieses Verlustes so schmerzhaft wie möglich zu machen. Jene Täuschung, daß man in diesen Urstand des Friedens viele von den Gütern hineinträgt, welche uns nur die folgenden kriegerischen Zeitalter der Menschheit verschafften, ist sehr verzeihlich; aber dessenungeachtet ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem goldenen Zeitalter, welches sich mehrere Nationen dachten, und jenem, welches uns die praktische Vernunft als das Ziel unsers Strebens zeigt. In dem Naturstande, wie eine raisonnirende Phantasie sich ihn bildete, hatten die Staaten ihr Werk noch nicht angefangen, man war glücklich wegen Unkultur, unschuldig aus Unvermögen lasterhaft zu seyn: noch war durch eine irrende Vernunft die Sinnlichkeit nicht zu üppigen Begierden fortgerissen und die Stimme des Sittengesetzes konnte in dem Tumult verruchter Leidenschaften noch nicht wie der Donner während dem Sturm schreckend ertönen; alles was der Mensch besaß, genoß er ohne Verdienst, aber harmlos als Gabe des Schicksals. Jenes goldene Zeitalter, auf welches

die praktische Vernunft als auf das höchste Gut hinweist, tritt ein, sobald die Staaten ihr Werk vollendet haben; aus hoher Kultur gehn Glückseligkeit und Unschuld hervor; kein Donner des Gewissens ist nöthig, denn der Mensch ist zu einem Ganzen geworden, er tritt auf als Herr der Schöpfung, und wohnt in einem Paradiese, das er sich selbst gepflanzt hat. Ein Gut, welches zu besitzen, uns keine Anstrengung kosten würde, erregt bloß Sehnsucht, und diese denkt sich ihre Güter als etwas verlohrenes, vergangenes; daher das goldene Zeitalter der Griechen und Römer in den fernsten entflohenen Zeiten: ein Gut, das wir nur mit der Aufopferung unsers Wohlbefindens und der Anstrengung unsrer ganzen Kraft erhalten können, denken wir uns nothwendig in der Zukunft, und daher in der grauen Ferne derselben die Insel der Seligen, wo die Menschheit, nachdem sie Millionen von Jahrhunderten den Kampfwagen gelenkt hat, erquickt ruht, aber mit vollen Kräften.

Der Zwiespalt nun, welcher vor dieser Epoche sich zwischen der sinnlichen, intellek-

tuellen und sittlichen Kultur findet, ist un-
streitig im achtzehnten Jahrhundert gröfser,
als in irgend einem der vorhergehenden, und
deshalb auch das Misbehagen, welches damit
verbunden ist, denn bei einer gröfsern Sum-
me von entwickelten Kräften der Menschheit,
als bisher gefunden wurde, ist keinesweges
unser Zeitalter auch nur einmal dem höchsten
Punkte des Streites zwischen unsern Kräften
nahe.

In diesem Jahrhundert aber gab es keinen
Geist, welcher dieses Misbehagen inniger
fühlen konnte, als Rousseau; in keinem Zeit-
punkte dieses Jahrhunderts mußte dieser
Druck so fühlbar werden, als in jenem, zu
welchem sein Leben gehörte; und in seinem
zweiten Vaterland, in Frankreich erschien
das Phänomen dieses Zwiespaltes furchtbarer,
als in irgend einem andern Staate. Alles ver-
einigte sich, um ihn gleichsam zum Repräsen-
tanten unsers Jahrhunderts in der Klage über
die Uebel der Kultur zu machen; und wenn
die Klagen der Weisen und Dichter des Al-
terthumes rührende Sehnsucht nach dem ver-

schwundenen goldenen Zeitalter enthalten: so ist die Philosophie des Genfers, ohne daß er es selbst weiß, ein Schrei der ganzen gebildeten Menschheit gegen das Verhängniß, welches sie vom goldenen Zeitalter der praktischen Vernunft so weit entfernt hält. Glücklicher Rousseau, hättest du wie jene Stimmen deinen Schmerz in sanfter Wehmuth verhauchen können! Wie unsre Bildung das Resultat von der Erziehung aller Jahrhunderte ist, so war dein Wehklagen der Inbegriff von den Klagen aller Zeitalter über den Gang der menschlichen Kultur!

Nie gab es eine Seele, welche den Druck, der aus dem Zwiespalt im Menschen entsteht, so fühlen konnte, wie Rousseau. Er war geboren mit einem zarten sittlichen Gefühl und mit einer schöpferischen Einbildungskraft, die jeden Stoff, welchen ihr die Wirklichkeit darbot, mit sich emporriß und zu gigantischen Gestalten umbildete. Das sittliche Verderben seines Zeitalters arbeitete sie in das Ungeheure über, und auf einen jeden seiner Schritte folgten ihm die Schreckbilder, wel-

che daher entstanden. Zum Unglück hatte seine Einbildungskraft nicht das Rettungsmittel, welches so oft erhabenen Geistern zu Gebote steht, daß sie sich nämlich ganz vom Irdischen losreissen, und an der Hand der Kunst in die Heimath der Ideale wandeln, nein, sie vermochte es nicht, sich von der Wirklichkeit, selbst in ihren glücklichsten Stunden es nicht, sich von der Erde zu trennen. Die Schreckbilder seiner Phantasie berührten unmittelbar sein Herz und die Quellen seiner Empfindung wurden vergiftet.

Andre hätten einen solchen Schmerz unterbrechen und mildern können, indem sie voll Liebe ihren Blick bei dem stillen Fortleben der Pflichtmäßigkeit, bei der unbefangenen Tugend hätten verweilen lassen, welche zu den Zeiten der größten Sittenverderbniss doch wie das Veilchen zwischen dem üppigen Unkraut aufblüht. Auch dieser Trost war dem Weisen von Genf versagt. Die stille Erfüllung der Pflicht ohne die Besiegung großer Schwierigkeiten rührte ihn nicht mehr, als die Pflanze, welche harmonisch mit dem

Zweck ihres Daseyns aufgeht und blüht und verwelkt. Seine Brust ward nur dann mit Freude erfüllt, wann die Tugend auf eine heroische Weise erschien und nach einem siegreichen Kampf mit ihren Feinden bewundernswürdig hervortrat. Traf er auf Scenen der Art, so drang aber auch das Entzücken in alle Tiefen seiner grossen Seele; dies geschah, selbst wenn er sie sich in seiner Romanenwelt bildete.

Schwerer als wegen der beiden angeführten Ursachen empfand er den Druck, welcher aus dem grossen Zwiespalt in der Kultur seines Zeitalters entsprang, wegen des Hauptzuges in seinem Charakter, daß er die widersprechendsten Dinge in der Welt, eine fürchterliche Selbstsucht und ein Herz voll Liebe in sich vereinigte. Er war viel zu sehr geschaffen, in dem Gewebe von Träumen, welchen er sich so gern überliefs, glücklich zu seyn, als daß er, wenn es nicht eine heroische Aufopferung erfoderte, andern etwas aufgeopfert hätte; auch vergafs er es nie, wenn er andern eine Gefälligkeit, eine Wohl-

that erzeugt hatte oder nur hatte erzeugen wollen. Er liebte nur solche Menschen, welche ihn, wie einen Nachtwandler ungerufen gehn liessen; nur unbefangne Menschen ohne alle Ansprüche konnte er um sich her dulden, nur ihnen wollte er ununterbrochen wohl. Wann seine Einbildungskraft aber gar zu glühend geworden war, wann sein Herz unter dem Drange der Empfindung erlag, dann sehnte er sich nach erhabenen Geistern, deren Gefühl den gewaltigen Ausbrüchen des seinigen wie ein starktönendes Echo antwortete; er verlangte jene harmonische Wechselwirkung der Wesen, worin die wahre Liebe besteht, in erhabener Stärke. Nun aber sind zur Zeit einer hohen Verfeinerung unsrer Bildung und einer grossen Vernachlässigung der sittlichen Kultur sowol jene anspruchlosen als diese glühend empfindenden Seelen äusserst selten. Es konnte nicht fehlen, Rousseau mußte sich bald wie in einer Wüste mit verlassnem Herzen fühlen. „So seht mich dann allein auf der Erde, ruft er wehmüthig aus; ich habe keinen Bruder, keinen Verwandten, keinen Freund, keine Gesellschaft als mich selbst.

Der geselligste, der liebevollste unter den Menschen ist durch einen einstimmigen Spruch von ihnen geächtet worden. Ihr spähender Haß hat umhergesucht, welche Qual die grausamste für meine empfindsame Seele seyn könnte; sie haben gewaltsam alle die Bande zerrissen, welche mich an sie fesselten. Ach, ich hätte die Menschen geliebt, ihnen zum Trotz! nur indem sie aufhörten Menschen zu seyn, konnten sie sich meiner Liebe entziehen. Seht sie, die Fremdlinge, endlich zum Nichts für mich geworden, weil sie es gewollt haben! „

Am drückendsten wurden zuletzt die Uebel, welche den Zwiespalt in der Kultur begleiten, für den klagenden Weltweisen wegen seines tiefen Abstraktionsvermögens, welches nie durch seine glühende und geschreckte Phantasie, durch sein erbittertes Herz zurückgedrängt, vielmehr noch durch sie befördert wurde. Seine Vernunft grub sich mit bewundernswürdiger Kraft durch alle die Erdschichten, welche die bürgerlichen Verhältnisse von so vielen Zeitaltern über die lauern

Quellen der Natur geworfen hatten; selten hat sich der menschliche Geist mit einem solchen Tiefsinn gezeigt, als in der Schrift über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Weil aber Rousseau eigentlich nur durch das Bedürfnis seiner Phantasie und seines Gefühls getrieben wurde, sein Abstraktionsvermögen aufzuwecken, so war es fast unvermeidlich, daß ihn die Leidenschaft nicht zur Einseitigkeit verführte, daß er nicht alle Vortheile der Kultur übersah und den Stand der ungebildeten Menschheit, die Behaglichkeit der Thiere ihnen weit vorzog. Wenn auch nicht immer, so erschien dieser Naturstand ihm doch wahrhaftig oft als das Ziel, nach welchem die Menschen nothwendig zurückstreben mußten.

Für Rousseau war dieser Irrthum eine Quelle unsäglicher Schmerzen, denn die Bitterkeit seines Herzens, die Wehmuth seiner Gedanken war nun durch seine Vernunft einigermaßen gerechtfertigt, eine traurige Rechtfertigung, die ihm den letzten Trost raubte, welchen er für seine Empfindung vielleicht

von der Aufklärung hätte gewinnen können. Je größer sein Tiefsinn, desto näher sein Schmerz der Verzweiflung. Die Gegenwart war in seinen Augen voll von Abgründen für die Humanität, auf dem Ziele der praktischen Vernunft lag für ihn ein dicker Nebel, und alle Hoffnung schwand; daß die Menschheit in den Stand der Natur vor dem Ursprünge der Staaten zurückkehren könnte.

Mehr als alle andre geschaffen, die Bürde seines Jahrhunderts zu tragen, lebte Rousseau gerade in dem Zeitalter desselben, in welchem alles Ungemach der Ungleichheit in der Ausbildung unsrer Kräfte am drückendsten wurde. Beim Anfang unsers Jahrhunderts war im Allgemeinen die Sinnlichkeit nicht so wie späterhin durch die Grübeleien der Wollust entnervt, und die ungeheure Kraft, welche in zwei großen Kriegen verschwendet ward, rifs zur Bewunderung hin, indem fast zu gleicher Zeit in den Wissenschaften erhabene Entdeckungen gemacht wurden, und gerade in denjenigen, welche nicht wie die Moral und Politik ein Licht auf die Greuel des bürgerlichen

Lebens warfen. In unsern Jahrzehnden giebt es offenbar manche lichte Spur einer künftigen Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen unsrer Kultur, zeigt sich ein gewisses Bestreben wenigstens nach dem Scheine von Einfalt der Sitten, steht eine neue Lehre der Pflicht wie ein Fels da, ereignen sich einzelne Begebenheiten, welche die Kraft der Menschheit in ihrer Glorie erscheinen lassen, und zugleich mit der Weltweisheit manchen schwarzen Schleier zerreißen, welcher die künftigen Schicksale unsers Geschlechtes verhüllte. In der Periode des achtzehnten Jahrhunderts, in welche Rousseaus Zeitalter fiel, schwärmte die entnervte Sinnlichkeit in den gesuchtesten Lastern umher, zeigten Sittenlehre und Politik die verdorbene Menschheit in ihrer ganzen Blöße, ohne durch feste Grundsätze sie auf bestimmte Wege hinweisen zu können, schien die schöne Literatur, welche in mehreren Ländern blühte, durch Verfeinerung der Sinnlichkeit nur das Unheil zu vermehren, geschah endlich in den Staaten ausser der Verwaltung von wenigen Herrschern

G



nichts Großes, welches die Morgenröthe einer bessern Zukunft offenbahrt hätte.

In dem Staat lebte drittens Rousseau, der gleichsam der Mittelpunkt für alle die Uebel war, welche aus dem mehr als bürgerlichen Kriege zwischen den Kräften des Menschen entspringen. Wo war sinnliche und intellektuelle Kultur höher gestiegen, als in Frankreich, und wo hatten sich alle Geisteskräfte so zu Schmeicheleien gegen die Begierden erniedrigt? wo war alle Sittlichkeit mehr in die Acht erklärt, und wo war der ehrwürdigste Stand, der gelehrte, durch eine solche Sklaverei gegen den Eigennutz entartet, als unter den Franzosen Ludwigs des Funfzehnten? Ein Dummkopf und viehischer Wollüstling beherrscht Millionen, und sie beten ihn an; Maitressen regieren diesen Schwächling und der Adel liegt vor ihnen auf den Knien; Weiber, welche dem öffentlichen Hohn preis gegeben werden sollten, winken nur, und das Genie verherrlicht ihren Ruhm, wer die Stimme gegen sie erhebt, vermodert in der Bastille; an der zügellosen Lust des Pöbels

findet die feine Welt Gefallen, und der Pöbel lernt die Laster lieben, welche nur durch den Luxus erzeugt werden können.

In eine so schreckliche Welt war Rousseau geworfen, und als Schöpferin derselben betrachtete er die Kultur, anstatt daß er die Ursache davon in dem ungeheuren Mißverhältnisse zwischen der sinnlichen und intellektuellen Bildung der Franzosen auf der einen und der sittlichen auf der andern Seite hätte aufsuchen sollen. Die Kultur war für ihn die Furie, welche eine große, talentvolle Nation zum Abgrunde trieb, und er flehte diese an, der Verfolgerin zu entfliehn in den Stand der Rohheit. Guter, unglücklicher Mann, du sahst es nicht, wie ihr Genius diese Nation hart am Abgrund plötzlich ergriff, und bei den grauenvollsten Tiefen hinweg zu einem höhern Leben sie fortführt!

So vereinigte sich alles, um auf den Weltweisen die ganze Bürde seines Zeitalters zu wälzen. Was Wunder, daß er mit Sehnsucht an den Naturstand zurückdachte, wo noch unsre Kräfte friedevoll neben einander

ruhten? was Wunder, wenn ihm die Zufriedenheit eines solchen Zustandes wünschenswerther erschien, als alle Güter seines Zeitalters, die von einem so überwiegenden Ungemach begleitet waren? Aber dennoch, und dies ist ein schöner Beweis von der philosophischen Gabe Rousseaus, dennoch verstand er sich recht wohl, und die Philosophie beging durch ihn nicht den Fehler, welchen sich sonst nur die Dichtkunst und die Sehnsucht zu Schulden kommen ließen, daß sie nämlich selbst dem Erwerbe von der Erfahrung der Laster seine Entstehung im goldenen Zeitalter der Unschuld anwiesen. Nein, weitentfernt durch seinen Unmuth sich verleiten zu lassen, daß er den Naturstand schöner schilderte, als er wirklich seyn kann, stellt er ihn mit einer eisernen Wahrheit dar, und geht noch auf der andern Seite zu weit. Selbst die Vortheile, welche die menschliche Gestalt ursprünglich hat, will er ihr rauben und sie ganz zur Form der Thiere hinabwürdigen.

In einem sonderbaren Kontrast mit seiner Schrift über die Ursachen der Ungleichheit

unter den Menschen steht übrigens vorzüglich die Abhandlung über den Vertrag des bürgerlichen Lebens. Diese beweist hinlänglich, daß es für ihn wenigstens nicht immer Resultat der Philosophie war, jener rohe Naturstand müsse als das Ziel der Menschheit in ihrer Verirrung angesehen werden, denn hat er nicht durch seine Lehre vom ursprünglichen Staatsrecht uns den Weg gezeigt, auf welchem wir gehn müssen, um die Zwecke der praktischen Vernunft in Vollziehung zu bringen? Wie ein Tempel, der nicht ganz ausgebaut ist, erscheint uns der Staat, welchen er aufstellt, in einem desto romantischeren Lichte. Ob die Nation, über welche der Weltweise wehklagte, mit Glück zu demselben wallfahrtet, wird die Folgezeit lehren; wir wissen, daß sie es mit Kraft begonnen hat.

Wer verweilt nicht mit Wonne und Wehmuth an Rousseaus Grabe? Die Bäume bewegen sich mit lieblichem Frieden über dem Manne, welcher die Bürde seines Jahrhunderts trug! Das Morgenroth der Freiheit ist

angebrochen in der Gegend umher, und er sieht es nicht; ein großes Volk spricht von ihm begeistert die Gebote der Menschheit aus, und er vernimmt sie nicht; der Druck, welcher aus der Ungleichheit in den Theilen der Kultur entsteht, ist leichter geworden, und wehe, er ging zu Grabe mit dem Gedanken, die Last desselben werde sich von Zeit zu Zeit vermehren, wehe ihm, zu Grabe mit der Aussicht, daß jeder edle Mann, gleich ihm gestimmt, einst leiden werde, was er gelitten hatte!

III.

V e r s u c h e

über die

B i o g r a p h i e.

Biographie

über die

Versuche

III

I.

*Geographie als Bedürfniss der Gegenwart *)*,

Nie betrat ich diese Stäte mit einer so ernstesten Freude, als heute. Am Ende eines Jahrhunderts, in welchem alle Verhältnisse sich so gebildet haben, dass die Zeiten mehr als jemals grosser Seelen bedürfen werden, in einem Kreise von jüngern Söhnen dieses Jahrhunderts, welche bald in das kommende mit kühner Erwartung treten, soll ich die Schatten erhabener Männer von nun an versammeln. Wenn ich mir je den Wunsch erlaubte, von der Zauberei der historischen Kunst nur etwas durch Natur und Fleiss erhalten zu haben: so war dieser Wunsch nie so glühend, als heute. Könnt' ich mit diesen erhabenen
Schat-

*) Eine Rede beim Anfang von Vorlesungen über das Leben grosser Männer.

Schatten zugleich jenes Entzücken über fremde Grösse, welches uns selbst gröfser macht, jene Bewundrung einführen, welche der Seele Kraft zu Thaten giebt, die den bewundern gleichen, dafs ein Funke hier vielleicht die Flamme eigner Grösse wecke, die in ihrem Busen schlummert. Unter den Stürmen des kommenden Jahrhunderts wird sie dann emporwehn, ein Leitstern für die umherirrenden Zeitgenossen, die aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge herausgerissen wurden.

Die Betrachtung grosser Männer, so nothwendig für unsre Zeit wegen der Zeiten, die ihr folgen werden, ist auch Bedürfnifs für uns wegen der Ansicht aller menschlichen Verhältnisse, welche die herrschende geworden ist, so wie Bearbeitung der Biographie der Historie nach dem Grade von Kultur, welchen sie jetzt erreicht hat, äusserst wohlthätig seyn kann.

Jener Pedantismus, welcher in Deutschland so häufig seine Blößen unter dem Namen der Gründlichkeit versteckt, hat nirgends im Reiche des Geschmacks seinen bleiernen Scepter so unumschränkt und so lange geführt, als im

Gebiet der Historie. Eine gewisse Ordnung nach zufälligen Symptomen nennt man hier einen Plan, unzweckmäßige Aufführung von allerlei Begebenheiten und Jahreszahlen Genauigkeit, ohne eine Ahndung davon zu haben, daß die Genauigkeit des Historikers weit mehr im Resultat und in der Form, als im Buchstaben der Materialien liege. In diesem sucht man auch die historische Wahrheit überhaupt, und weiß nicht, daß sie aus dem tiefen Born der Natur der Begebenheiten hervorgeholt werden muß. Man zittert bei der Behauptung, daß alle große Geschichtschreiber des Alterthums und der neuern Zeit dichterische Geister waren und daß ohne feine poetische Kunst keine ächte Historie möglich sei, man glaubt, über die Poesie der Historie zur allgemeinen Befriedigung den Stab gebrochen zu haben, wenn man sie in eine Klasse mit den rednerischen Floskeln setzt, die von Menschen, welche die Geschichte entweihn, insofern das Göttliche von unreinen Händen entweiht werden kann, um das prosaische Gerippe ihrer Erzählung geworfen werden.

Diese Schilderung trifft mehr oder weniger das gewöhnliche Urtheil aller neuern Na-

tionen über die Historie, wenn gleich vornehmlich den Sinn der Deutschen für dieselbe, bei welchen dies um so mehr auffällt, da auch sie, sonst so bemüht um Definitionen, die Quelle aller dieser falschen Urtheile nicht aufgesucht, nämlich nie einen bestimmten Begriff der Geschichte aufgestellt haben.

Zwei sonderbare Erscheinungen giebt es aber noch in unsrer historischen Literatur, die uns fast ausschliessend angehören. Die erste ist schon angedeutet durch die Erwähnung der Schriftsteller, welche sich durch ein Gewand mit poetischem Zierrath den Ruf eines lebhaft darstellenden Geschichtschreibers zueignen wollen. Nirgends ist der Unfug dieser ohnmächtigen Geister bis zu einer solchen Raselei getrieben, nirgends mit einem solchen empörenden Beifall aufgenommen, als in Deutschland. Ohnmacht ist ihr eigentlicher Charakter; nie konnten sie Herr werden über ihren Gegenstand, mit lächerlichen Geberden springen sie an demselben hinauf, und halten sich deshalb für lebhaft; sie drängen ihre elende Gestalt vor die grossen Heroen der Geschichte,

und glauben diese dargestellt zu haben, indem sie ihr lächerliches Entzücken über dieselben in Ausrufungen ergiessen, wodurch sie am deutlichsten verrathen, daß jene erhabenen Geister alle ihre verbrauchten Formeln zu citiren, verachtet haben. Das Publikum jauchzt ihnen indessen Beifall zu, wie den Gaukeleien der Geisterbeschwörer, die versprechen, ihm Männen heraufzuzaubern; in seiner Thorheit beredet es sich, die beschwornen Schatten wirklich gesehen zu haben. Es weiß, wie seine Gaukler, ja nichts von den großen Wahrheiten, daß man nicht Geschichtschreiber seyn könne, ohne Geschichtsforscher gewesen zu seyn, und Resignation genug zu besitzen, dies so viel wie möglich zu verleugnen; daß ächtes historisches Leben nicht durch einzelne Schilderungen, selbst wenn sie glücklich sind, nicht durch eine fließende Erzählung, selbst wenn sie bisweilen hinreißt, sondern durch die Komposition des Ganzen entstehe, und diese wiederum bei einem historischen Kunstwerk nicht durch das logische Licht des Verstandes, sondern durch den magischen Schein der Anschauung ihre Klarheit erhalten

└ muß; daß endlich historisches Genie weit mehr als Genie von jeder andern Art mit der ganzen Individualität des Geistes, der es besitzt, zusammenhänge, und sobald es wirksam wird, sich von derselben müsse loszureissen suchen.

Mehr noch als diese erste, ist die zweite Erscheinung in unsrer historischen Literatur ein Eigenthum der Deutschen, nämlich die Tyrannei, welche die Philosophie über die Historie ausüben will. In dem elenden Zustande dieser letzten lag freilich eine gewaltige Anreizung zu einem solchen Despotism, aber beschönigt wird er durch einen doppelten Irrthum, daß man erstens den gemeinen Menschenverstand, ohne welchen es freilich auch keine Geschichte geben kann, mit dem philosophischen Urtheil, und dann zweitens Geschichtsforschung mit der Historiographie und die Historie mit der Lehre von derselben vermengte, welche allerdings eine philosophische Disziplin, so wie die Geschichtsforschung ein philosophisches Geschäft ist. Da nun die
T Geschichte nichts als Darstellung der reinen

Empirie, und das erste Gesetz der historischen Kunst kein anderes seyn kann, als die Erscheinungen so darzustellen, daß sie als solche in ihrer Eigenthümlichkeit auf einen Dritten wirken: so ergiebt sich, daß schon die Einmischung der Geschichtsforschung in die Darstellung den Zauber vom Eindruck der Erscheinungen vermindere und deshalb unerlaubt sey, die Philosophie aber ihn gänzlich zerstöre, sobald sie mit ihren wissenschaftlichen Sätzen die Kreise des Geschichtschreibers durchschneidet.

Die Biographie eignet sich nun vorzüglich zur Berichtigung des historischen Geschmacks überhaupt, besonders deshalb, weil sie von kleinerm Umfang ist, als fast jedes andre Produkt des Geschichtschreibers. Sobald sie kein Ganzes ist, wird ihre Wirkung sichtbarer verfehlt, als bei der Bearbeitung einer großen historischen Masse, und das Abwechseln von Form und rohen Materialien erregt bei ihr den größten Eckel; ohne gründliche Forschung und feine poetische Kunst kann man auffallende Lücken bei ihr selbst weniger scharf-

sichtigen Augen nicht verbergen, und Ungeschicklichkeit in der Wahl des Stoffes wird bei keinem andern historischen Gegenstand so schnell lächerlich werden. Die Eitelkeit des Schriftstellers, der seine eigne Figur im Gebiete der Geschichte gern vorzeigen möchte, bringt ihn in der Biographie sogleich um die Achtung der Leser, denn es treten nun zwei Helden auf, und die rhetorische Leerheit erweckt in ihr bei jedem nicht ganz verwahrlosten Geschmacke Widerwillen, denn man verlangt doch eine bestimmte Zeichnung des Menschen, um dessentwillen allein man sich zu dem Geschichtschreiber gesellte.

Aus den angeführten Gründen, warum durch die Biographie der historische Geschmack am leichtesten verbessert werden könne und es so schwer sei, auch nur dem grossen Publikum eine verunglückte Lebensbeschreibung als ein Kunstwerk der Geschichte aufzudringen, ergiebt sich zugleich, daß durch sie jene historischen Gaukler in der deutschen Literatur am frühesten können zu Grunde gerichtet werden. Erscheinen biographische

Meisterstücke, so wird der Geschmack, welcher durch sie angezogen wurde, und dies geschieht so leicht, gewiß den Bannfluch über diese vom Geist der Kunst verwünschte und wegen des verdrehten Sinnes der Zeit nicht auszurottende Klasse von Menschen mit Freude aussprechen. Wagen aber ihre Gaukeleien sich selbst an die biographische Arbeit, so werden sie schneller durch Gelächter bestraft werden, als wenn sie mit einer großen Masse ihr Unwesen treiben.

Zuletzt wird dem philosophischen Despotismus in der Geschichte durch die Biographie mit Glück können begegnet werden. Wenn wir in einem kleinen Kreise begränzt ein Ganzes finden, so vergessen wir das Bedürfnis, nach den Sätzen der Spekulation zu greiffen, und mit ihnen, wie mit einem Zauberstabe, welcher zur Nothwendigkeit des Schicksals die Weisheit und Güte beschwört, die Welt zu berühren. Weil wir uns von diesem Bedürfnis entfernt fühlen: so wird uns jede Zudringlichkeit, welche den Charakter der historischen Darstellung verletzt, um so mehr zuwider. Indem der Zuschauer von dem bio-

graphischen Gemälde mit der Empfindung weggeht, daß er durch die Anschauung einer Figur und ihres Schicksals ein Ganzes bekommen habe, ohne die Hülfe der Philosophie wahrzunehmen, wird er empfänglicher für die Wahrheit seyn, daß es eine Geschichte an sich gebe, die einen hohen Werth, ohne irgend einen Zweck, als welchen sie durch ihre blosse Existenz erfüllt, unbezweifelt besitze.

In der bisherigen Schilderung erschien die moderne historische Kultur von ihrer schlechten Seite und die Biographie theils nur als Gegengift für den allgemeinen fehlerhaften Geschmack, theils als Feindin von zwei plumphen Phänomenen in der geschichtlichen Welt der Deutschen. Es giebt aber einzelne Erscheinungen, welche auf die Historie unter den Neuern ein vortheilhaftes Licht werfen, wenn gleich auch sie nicht ohne Schatten sind, welcher vielleicht durch Streben nach biographischer Kunst am leichtesten könnte zerstreut werden.

Ausser einer beträchtlichen Zahl von achtungswerthen Geschichtsforschern seit dem griechischen und römischen Alterthume, von

welchen hier aber nicht die Rede seyn kann, sobald sie nichts weiter waren, gab es viele Geschichtschreiber, welche das Talent einer angenehmen Erzählung und einer lichtvollen Darstellung im Detail besaßen; vorzüglich die französische Literatur ist reich an ihnen, und ein paar dieser Art finden sich auch unter den Deutschen. Eine höhere Achtung verdienen schon diejenigen, welche eine gewisse Würde und Einfalt des Styls mit politischem Scharfsinn, oder Anmuth der Phantasie mit einem zarten psychologischen Gefühl vereinigten. Beispiele von dieser zwiefachen Gattung der Geschichtschreiber liessen sich vielleicht am schnellsten unter den Italiänern finden.

Nicht ein einziger Schriftsteller aber konnte Anspruch auf den Namen eines vortreflichen Historikers machen, ehe die berühmten drei englischen erschienen, wiewol auch keiner von ihnen bei dem grossen Umfang ihrer Talente ein historisches Genie seyn möchte. *Robertson* besitzt eine Unbefangenheit und Milde des Geistes, eine Verleugnung seiner

eigenen Person, eine ächthistorische Gleichheit des Styls, die nicht blos Erwerb der Uebung, sondern Eigenthum seines Charakters war, und eine gewisse Klarheit in Anordnung der einzelnen Parthien, daß ihm der Ruhm eines vortreflichen Geschichtschreibers nicht fehlen konnte, sobald er sich mit Fleiß und Gelehrsamkeit an einen interessanten Gegenstand wagte. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß alle seine Tugenden mehr wegen der Abwesenheit der ihnen entgegengesetzten Mängel bemerkt werden, als das Werk eines allen Hindernissen überlegnen Geistes sind: Tiefe der Bemerkungen neben der Klarheit, Glut des Kolorits neben der Milde, Eine große Ansicht des Ganzen neben der Ordnung werden vergebens bei ihm gesucht. Unendlich tiefer war *Hume*, bewundernswürdig in den Resultaten, welche er aus vielen einzelnen Nachrichten gleichsam zusammenbindet, die Historie erscheint durch ihn, wie eine Schnitterin, die ihre Garben vollendet hat; und doch entscheiden zwei Dinge unfehlbar gegen seinen Ruhm im Gebiet der Geschichte; erstens fehlte es ihm an Einheit der Anschau-

ang des Stoffs und poetischer Kraft der Darstellung, es ist durchaus nichts in seinem Werke, welches uns vom Anfang bis zum Ende desselben begleitete, und das Interesse seiner Abstraktion reißt uns hin, nicht das Kolorit seiner Gemälde: zweitens vermißt man bei ihm jene Unschuld des Charakters, die ihren durchsichtigen, aber unzerreißbaren Schleier über jede Darstellung ausbreiten muß, welche den Ruhm ächter Geschichte sich erwerben soll. Neben solchen Mängeln braucht man seiner Nachlässigkeit jeder Art und der Abwesenheit von wahrer Gelehrsamkeit nicht zu erwähnen.

Schon durch die Wahl seines Gegenstandes verrieth *Gibbon*, daß ihm das erste Erforderniß des historischen Genies nicht gegeben sei. Welche Einheit wollte er nämlich einer Geschichte des zerfallenden römischen und griechischen Reiches verleihen, wenn nicht eine universalhistorische oder teleologische, also eine unhistorische? Der bloße Gedanke, daß die heterogenste Masse auseinander fällt, wird doch wahrhaftig für niemand der magische

13

Kreis seyn können, innerhalb dessen eine zahllose Menge von Erscheinungen ihm den Eindruck eines Ganzen machen! Wie konnte der Britte die Idee, diesen Gegenstand zu bearbeiten, auf den Ruinen des Kapitols fassen? Wäre doch jener mächtige Geist, welcher hier und in der Gegend umher einst erzeugt wurde, ihm mit dem warnenden Wink erschienen, daß von der Gewalt, wodurch er der frühern römischen Geschichte, so sehr sie zur Universalhistorie werden mag, doch Einheit gab, nur blasse Spuren, die an vielen Orten schon ganz verschwunden sind, in dem Stoffe zu sehn waren, für dessen Darstellung der Griffel der Historie vom Talent jetzt aufgenommen wurde!

Diesen Grundfehler des ganzen Gebäudes bemerkt man in allen einzelnen Theilen desselben, so künstlich sie oft verbunden, so sehr die Fugen mit Blumen bedeckt sind. Auf gleiche Weise kann die glänzende Diktion von *Gibbon* nicht seinen Mangel an poetischer Energie, die Würde des Mannes von Welt, mit welcher sein Charakter bisweilen auftritt,

nicht die fehlende Selbstverleugnung, und seine reiche Gelehrsamkeit das Flache in seinen historischen Abstraktionen nicht verbergen. Sicher wird die Nachwelt, welche doch auch in der Historie dahin kommen wird, nach Idealen zu richten, über ihn lieber den Stab brechen, als über *Robertson* und *Hume*!

Diesem Triumvirat unter den Britten würde Deutschland kühn drei Geschichtschreiber entgegenstellen können, wenn die Lage seiner Gelehrten ihnen erlaubte, sich mit Muße einem großen Gegenstande zu weihen.

Einer von diesem deutschen Triumvirat besitzt einen solchen Reichthum an historischem Witz, eine solche Gabe der Abstraktion, die an Feinheit selbst *Humes* Talent übertrifft, wenn sie demselben auch an Tiefe nicht gleich kommt, einen so hellen Blick und ein so unverkennbares Streben, dem reichhaltigen Stoff Einheit zu geben, welchen er mit Gelehrsamkeit zu Tage förderte, daß man es oft vergißt, wie sehr man in ihm eigentlich nur den Forscher, nicht den Geschichtschreiber und die historische Kunst achte.

Ausgerüstet mit einem Leben der Phantasie, wie es nach Tacitus niemand der Historie weihte, nahm der zweite den Griffel derselben. Adel des eignen Charakters und ein zarter Sinn für Schicklichkeit gaben ihm die Würde des Geschichtschreibers und offenbarten sich in seiner prächtigen, doch äusserst biegsamen Sprache; er verrieth sogleich, daß seine Einbildungskraft leichter, als die Phantasie irgend eines seiner Vorgänger in neuern Zeiten, von seinem Stoffe wie von einem Ganzen ein Bild erhalte, und eben so wufste keiner so gut wie er dem Zuschauer die Werkstätte zu verbergen, wo er mit grosser Seele die Reihe von Erscheinungen bildete, die er vor fremden Augen hinschreiten läßt. Dagegen blieb es zweifelhaft, ob die Sicherheit der Abstraktion, ohne welche nichts Grosses in der Geschichte vollbracht werden kann, die Ruhe und Gleichheit der Darstellung, welche wir an den Alten neben ihrer himmlischen Einfalt bewundern, ihm auf gleiche Weise zugetheilt waren. Gern gedenkt man aber dieses Zweifels nicht, so lange man in der strömenden Glut seiner Gemälde steht.

Durch zwei Dinge beschattete der dritte seinen herrlichen Ruhm als Geschichtschreiber, sicher mit Vorsatz, denn sie hatten einen hohen praktischen Werth. Durch eine zu grofse, für die Darstellung unfruchtbare Umständlichkeit und durch eine zu grofse Nachsicht gegen den Urkundencharakter, welcher nur dem Gehalt nach in einem historischen Werke seyn darf, in Hinsicht auf die Form, schwächte der unsterbliche Geschichtschreiber der Schweiz die Theilnahme an dem antiken Styl seiner grofsen Arbeit. Vielleicht darf er unter den Neuern einzig ein historisches Genie genannt werden. Eine solche Enthaltksamkeit bei einer solchen Fülle des Urtheils, der Empfindung und Einbildungskraft, eine solche Unbefangenheit des Charakters bei einer so ernsten Festigkeit desselben, einen solchen umfassenden politischen Blick bei einem so scharfen psychologischen, und einen so schönen Sinn für die Einfalt der historischen Kunst besafs kein Geschichtschreiber, seitdem die Stäte der Genien des Alterthums leer war geblieben. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, kein neuer Histori-

ker war ihm gleich an tiefer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität der Geschichte aller Zeiten und aller Nationen. So unwidersprechliche Belege hiefür in seiner Historie des helvetischen Bundes gefunden werden, gesteht man sich doch mit Freude, daß der gewählte Stoff am besten mit der Natur seines Geistes übereinstimme. Unschuldig und in sich selbst gegründet, durch ausdauernde Anstrengung und eigne Kraft geformt, frei, aber in der Freiheit nicht ohne Hinsicht auf die Nothwendigkeit, das liebliche Spiel der Seelenkräfte dem großen unmittelbaren Nutzen aufopfernd, aber voll Achtung für den Geist, welcher den Wechsel aller Verhältnisse überlebt, sind der Bund der Schweizer und das Werk dieses verehrten Mannes, der ihre Schicksale beschreibt.

Diese individuellen Mängel der größten neuern Geschichtschreiber werden dem Jünger der historischen Kunst und dem allgemeinen Geschmack nicht verborgen bleiben und sie zu keinen Irrthümern verleiten, sobald die Biographie sehr kultivirt wird. Bei größern Darstellungen können solche Fehler durch

die Mannigfaltigkeit von glänzenden Schönheiten, durch die Masse von Erscheinungen leicht verdeckt werden; nicht so, wenn mit wenigen bestimmten feinen Zügen ein Gemälde vom Leben eines einzelnen Menschen zu entwerfen obliegt: Abwesenheit der Einheit, wie der Strenge in Anordnung der Theile, Erregung von Verdacht gegen den Charakter des Historikers, Mangel an Tiefe der Abstraktion und Enthaltbarkeit im Urtheil, Manier des bloßen Forschers statt wahrer Darstellung, blendendes Kolorit der Gestalten ohne zuverlässigen Glauben an die Wahrheit desselben, und Vermischung des Geistes der Quellen mit dem eigenthümlichen Geiste des Werkes, alle diese Fehler müßten die zarte Harmonie der Biographie nothwendig zerstören, und würden hinfort als solche auch an Produkten von großem Umfange demjenigen erscheinen, welcher einmal zur Anschauung eines vollkommenen biographischen Kunstwerkes gekommen seyn möchte.

So sehr Studium der Biographie für die Historie nach dem Grade von Kultur, welchen

sie seit ihrer Glorie im Alterthum wieder erreicht hat, Bedürfniss seyn mag, wird es doch einen grossen Theil unsrer Zeitgenossen, vielleicht manchen unter Ihnen, meine Herrn, nicht Bedürfniss des Zeitalters überhaupt dünken. Auch dieses letzte würde sich aus dem bisher erläuterten Gesichtspunkte, warum wir die Biographie als ein solches darstellten, sicher ergeben, wenn wir ihn weiter verfolgten, bis zu dem Verhältnisse der Historie gegen die menschliche Kultur im Ganzen. Allein wir brauchen uns hier nur zu dem zweiten Symptome unsers Zeitalters zu wenden, welches uns verrieth, dass die Biographie zu dem gehöre, was ihm Noth thue. Jenes ist nämlich die gegenwärtig herrschende Ansicht aller menschlichen Verhältnisse.

Es geht ganzen Nationen und Zeitaltern, wie einzelnen Menschen, denen die Natur mehr als gewöhnliche Kräfte und einen besondern Drang sich auszubilden verlieh, dass sie nämlich in einer gewissen Periode ihrer Kultur sich unaussprechlich unglücklich fühlen. Die leichte jugendliche Heiterkeit ist

verschwunden, und der Charakter hat noch nicht Kraft, der Verstand nicht Licht genug, um sich die äufsern Verhältnisse zu unterwerfen, die verhasste Finsterniß der Vorurtheile ganz zu zerstreuen. Das nachherige Schicksal hängt davon ab, in wie fern während dieser Periode die bange Sehnsucht nach überirdischem Genuß und die Verzweiflung an aller eignen Kraft, wechselnd mit der wunderbarsten Eitelkeit, die über alle gegenwärtigen Freuden den Verfolgten hinwegjagen, durch ihre Furiengewalt seinen Frohsinn und Muth vernichtet haben.

In dieser Periode der Kultur finden sich jetzt fast alle gebildeteren Nationen Europas. Nicht mehr geleitet vom Instinkt der Vorurtheile, und zu schwach, um einzig den Fingerzeigen der Vernunft zu folgen, umgeben von traurigen Verhältnissen, welche die Barbarei gestiftet hat, und nicht aufgeklärt, entschlossen genug, dies Bollwerk, welches uns einengt, zu zerstören, voll Eitelkeit auf unsre Ausbildung, und vom Gefühl unsrer Ohnmacht oft schrecklich überrascht, voll Sehnsucht

nach Freude, und unklug genug, die Gegenwart freudelos entschlüpfen zu lassen, so wanken wir durch das Leben, und verfluchen dasselbe und können nicht von ihm lassen, wann die ehernen Pforten der Unterwelt sich uns aufthun.

Mit diesem allgemeinen Charakter unsrer Kultur hängt ein Phänomen in derselben genau zusammen, durch dessen Wirkungen gerade die edelsten Menschen oft zu Grunde gehn. Wir sind nämlich zu gebildet, um äußere Verhältnisse über alles zu schätzen, und den innern Menschen ganz zu vernachlässigen, sind sogar so weit gekommen, daß wir uns oft den Schein geben möchten, als wäre die Rücksicht auf diesen letzten die Regel unsrer Handlungen; allein die traurige tägliche Erfahrung beweist, wie wenig das Gepräge wahrer Vorzüge noch gilt und wie selten es in Umlauf gebracht wird. Da geschieht nun häufig, daß der geistreiche Jüngling mit zartem Gefühl, über dessen Einsamkeit, in welcher er sich entwickelte, jener Schein wie ein romantischer Abendschimmer sich verbreitete,

hinaustritt in die Welt mit der Erwartung, seine persönlichen Vorzüge werden es seyn, was ihm den Weg bahnet, und durch die Herzen seiner Zeitgenossen werde die Strasse gehn, welche zum äussern Glück ihn führet. Er bildet sich ein Ideal des Lebens, welches er, insoweit man von Idealen dies sagen kann, realisiren würde, wenn jene Voraussetzung richtig wäre. Bald wird er mit Entsetzen seinen Irrthum gewahr, allein bei jeder Spur, dafs für seine jugendliche Meinung von den Menschen seiner Zeit es nicht gänzlich an Beispielen fehle, blüht seine ganze Hoffnung wieder auf, bis endlich der herrschende Eigennutz von allen Seiten ihn anstarrt. Er welkt vor demselben hin, wie eine schöne Blume, die zu früh sich entfaltete, vom Frost der Frühlingsnächte. Was hilft es ihr, dafs erquickende Wärme des Jahrs, was ihm, dafs ein milderer Klima der Kultur kommen wird? beide leben kaum fort, denn ihr ursprünglicher Trieb ist unterdrückt worden.

Wann durch diese Erscheinung in unsrer Kultur oft der Keim der hoffnungsvollsten

Menschen unbrauchbar gemacht wird, so wirkt ein andres Phänomen, welches schon oben angedeutet wurde, zwar nicht so intensiv schädlich, aber in einem weitem Kreise. Wir sind zu gebildet, im allgemeinen und besonders in sittlicher Hinsicht, um uns über Dinge, welche des Geistes unwerth sind, und mit Schuld zu freuen, nicht aber kultivirt und gut genug, um uns zugleich auf eine interessante und unschuldige Weise zu vergnügen. Da liegt unsre Freude in der Mitte von zwei Stimmungen, die sich einander unaufhörlich befehlen, und ist daher ein sehr unsichres Gut, welches nur durch jene gespannte, feine Politik kann erhalten werden, durch welche ein Staat in der Mitte von zwei mächtigen feindlichen sich beschirmt. Die vorzüglichern Menschen, nur von ihnen ist die Rede, sobald man von der herrschenden Ansicht eines Zeitalters spricht, denn so wie sie vom Charakter desselben annehmen, stempeln sie wiederum ihre Empfindung zur Denkart desselben, die vorzüglichern Menschen weklagen über die Gebrechen ihres Geschlechtes, und bekennen, man müßte sich schlecht

auf den Werth dieses Lebens verstehn, um wünschen zu können, daß es länger als gewöhnlich daure. Die unbefangnen, ursprünglich heitern Seelen unter ihnen, welche vor allen zur Freude berufen waren, und bei glücklichern Umständen bloß durch den Genuß den Zweck ihres Daseyns erfüllen würden, sind in Gefahr, in wehmüthigem Gram sich selbst zu verzehren.

Ueberhaupt aber hängt mit diesem zweiten ein drittes Phänomen in der gegenwärtig herrschenden Ansicht aller Verhältnisse zusammen, nämlich die fürchterlichste Resignation. Naht euch nicht ohne Zittern den Männern, deren Zahl täglich zunimmt, welche sich mit starker, unruhiger Seele in mancherlei Verhältnisse warfen, und hätten diese auch bloß in ihrem Innern existirt! Sie haben die Meinung, daß alles eitel sei, zu ihrer Lieblingsmaxime erkohren, und wollen sich rächen an der Welt, indem sie dieselbe geltend machen! Zum Versuch, ob nicht glücklichere Verhältnisse möglich sind, als alle gegenwärtige, werden sie euch die Hütten über euren Häuptern niederreißen, eure Tempel zerstören, euer Blut

nicht achten, eure Gefühle von Tugend und Liebe von eurem Herzen loszerren! Oder vielmehr, habt ihr Muth genug, so naht ihnen mit Zutrauen! Wenigstens ist ihre bisweilen frevelhafte Kälte bei der Zerstörung, ihre verzweifelnde Kraft mehr werth, als die Sklaverei und Stumpfheit, welche vielen keinen andern Triumph lassen, als den traurigen, aus Schwäche auf keine kühne Art lasterhaft seyn zu können. In jener Resignation liegen die Keime für eine schöne Zukunft, für große Tugenden und Thaten. Schaut daher mit mehr Trost in die Ferne, wenn gleich auch durch sie der Boden hohler geworden ist, auf welchen ihr tretet!

Bei einer solchen herrschenden Ansicht nun, was kann da mehr Bedürfnis seyn, als die Darstellung solcher Männer, welche die Umstände zwangen, sich nach ihrem Geiste zu bilden, welche im Kampf mit denselben bis zum wehmüthigen Gram über die Sitten der Menschen oft versanken, und sich zum neuen Leben wieder emporrissen, welche gemishandelt vom Urtheil, verlassen von den Herzen ihrer Zeitgenossen im Gefühl ihrer Kraft sich Quellen der

Freude gruben, welche die Fackel ihres Genius über Jahrhunderte hinausschleuderten, daß für die Nachwelt neue Flammen aus ihr emporloderten!

Jene Resignation unsers Zeitalters, wodurch der Boden unsrer Gebäude jeder Art hohler wird, erinnert uns, meine Herrn, an den dritten Punkt, warum wir Biographien ein Bedürfnis unsrer Zeitgenossen nannten. Sie sowol und alles übrige, was über die herrschende Ansicht unsrer Verhältnisse gesagt ist, als viele andre Zeichen der Gegenwart, besonders die große Veränderung, die mit den wissenschaftlichen Ideen sich ereignet, beweisen schon, daß wichtige Revolutionen, wir mögen darunter alles umstürzende Erschütterungen oder sanftere Umwandlungen verstehn, dem kommenden Jahrhundert aufgespart sind. Mehr als alle übrige Zeichen spricht dafür die französische Revolution dieser Jahre, welche ohne Zweifel endlich einmal dem Mittelalter sein Ziel setzen und seinen eigenthümlichen Charakter, nämlich das Feudalwesen mit allen seinen unseligen Geburten hinwegräumen wird. Welche

Revolutionen entspringen dadurch für alle die Staaten, deren Grundlage das Lehnssystem wurde!

Wer nun seiner individuellen Ueberzeugung gemäß die alten Systeme dann mit niederreißen oder bei ihrem Verfall auf eine Zeitlang stützen will, woher wird er Muth und Klugheit dazu besser gewinnen, als von der Geschichte, als von den Vorbildern der Heroen, die unter gleichen Stürmen einst lebten und webten? Da laßt uns früh diese Bilder in unsre Seele drücken; mögen ihre Züge ähnliche in uns hervorbringen, möge ihr Wesen so ganz in uns übergehn, daß es nicht einmal vonnöthen ist, uns ihrer zu erinnern, wann wir über die Abgründe schreiten sollen, die mit allen ihren Schrecken offen vor uns liegen, oder mit Blumen vor uns verdeckt sind. Wie Ossian, wenn er über die stürmvolle Heide mit großen Schritten wandert, die erhabenen, verwandten Geister am Rande der Wolken und in den Nebeln erblickt: so werden wir die Schatten jener Heroen, wenn wir früh mit ihnen vertraut wurden, mitten in den Stürmen der Zeit wahrnehmen, und uns unter solcher Begleitung unüberwindlich fühlen.

O meine Freunde, wann wir am Sarge eines solchen großen Mannes stehn, und die Todtenkerzen des Saals immer schwächer brennen, wann eine Stille rings überhand nimmt, ähnlich der Stille, welche die Bewundrung in unsern Seelen hervorgebracht hat, wann der Deckel des Sarges zgedrückt ist und die zum letztenmal aufflackernden Todesflammen erlöschen: dann will ich noch einmal den Sargdeckel aufwerfen und Ihnen zurufen:

„Auf, ihr Kinder der Freiheit und der Vernunft! der Tag des Ruhms ist erschienen. Hört ihr nicht, wie sie sich lagern um euch, die wilden Heere von Vorurtheilen? sie kommen, euer heiligstes, eure Vernunft zu morden. Zu den Waffen, ihr Mitbürger der Menschheit! wohlauf, wohlauf! der Tag des Ruhms ist erschienen! wohlauf, wohlauf! damit das Blut von diesen schändlichen Heeren unsre siegreichen Spuren benetze! „

II.

Begriff und Stoff der Biographie.

Die Historie kann nichts seyn, als Darstellung der Empirie überhaupt, im engern Sinne, Darstellung der Empirie in Hinsicht auf die Menschheit und ihr Schicksal, sowol im Ganzen und in größern Massen, als im Einzelnen. Diese Darstellung kann nie vollendet seyn und ihrem Zwecke ganz entsprechen, als wenn sie zum historischen Kunstwerke wird, das heißt, die Form für die Empirie erhält, in welcher wir diese nach ihrer ganzen Individualität erscheint. Jeder Stoff nun, welcher eine solche Form nicht annehmen kann, bleibt immer nur ein historisches Material, kann nie zu einem historischen Kunstwerk erhoben werden; ein Stoff hat aber eine solche Beschaffenheit, sobald seine mannigfaltigen Theile sich nicht unter einen bestimmten Gesichtspunkt bringen lassen. Alle Individualität nämlich besteht in einer solchen Modifikation und Verbindung von Eigenschaften, wie sie nur in diesem bestimmten Gegenstande gefunden wird. Um sie nun zu bemerken, muß ich alle Verhältnisse in

demselben wahrnehmen, und dies ist unmöglich, wenn ich nicht einen Standpunkt habe. Muß ich ihn ausserhalb dem Kreise eines Gegenstandes nehmen, so kann ich diesen nicht zum Stoff eines historischen Kunstwerkes brauchen, weil ich eine fremde Einheit in ihn hineintragen, also unwahr seyn würde; nur wenn ich im Gegenstande selbst den Gesichtspunkt für die Wahrnehmung seiner Individualität auffinden kann, darf ich ihn als historischer Künstler bearbeiten.

Die Biographie ist ein historisches Kunstwerk über den Kreis der Empirie, welcher durch das Leben eines einzelnen Menschen beschrieben wird. Dieses Leben muß nun nothwendig einen solchen Stoff darbieten, dessen Theile sich aus einem bestimmten Gesichtspunkt betrachten lassen, und daher einige Betrachtungen über die Materialien der Biographie, ehe wir die Gesetze derselben aus ihrem Begriff ableiten.

Es lassen sich nur vier verschiedene Klassen von Materialien denken, aus welchen eine Biographie geschaffen werden könnte. Die erste machen diejenigen aus, bei welchen der Sieg des Schicksals über die widerstrebende

FAN

Kraft eines Menschen dem Historiker den Gesichtspunkt giebt, bei der zweiten verleiht denselben die Bezwingung des Schicksals durch den menschlichen Willen; in der dritten finden wir einen solchen Stoff, welcher seine Einheit gerade durch den immer unentschiedenen Widerspruch zwischen dem Verhängnis und den Planen des Menschen erhält; in der vierten haben wir die schöne Einheit, daß alle Kräfte und alle Schicksale eines Menschen miteinander in einer steten Harmonie der Wechselwirkung sind.

Ohne Zweifel können diese vier Klassen von Materialien für die Biographie mehr oder weniger bei Einer Darstellung unter einander gemischt seyn; aber es ist nothwendig, daß Eine die prädominirende genannt werden kann, man also sagen könnte, die Einheit bestünde jetzt darin, daß jene die übrigen gleichsam verschlungen hätte, ohne daß deshalb eine neue Abtheilung brauchte begründet zu werden.

Die weitere Beschreibung dieser Klassen im nächsten Versuche.

IV.

Biographische
Fragmente.

Biographische
Fragen

IV.

Einleitung.

Diese biographischen Bruchstücke könnten größtentheils eben so gut Todesszenen heissen. Nur mit Hinsicht auf Situationen in den letzten Tagen oder Stunden des Lebens, deren ausführliche Darstellung ein schönes historisches

Gemälde seyn kann, ist in ihnen gewöhnlich das vorhergehende Schicksal merkwürdiger Menschen berührt worden.

Wählt man solche Todesszenen aus verschiedenen Zeitaltern, von verschiedenen Nationen: so reizt man nothwendig zu einer Vergleichung des Geistes derselben; und fehlt diese Mannigfaltigkeit: so gewinnt durch solche Darstellungen doch die Kunde vom einzelnen Volk, von der einzelnen Generation. Wenn der Lebensfaden eines ausgezeichneten Menschen abgerissen wird, und sein Schicksal oder sein Geist, wodurch er wichtig für die Annalen der Historie geworden seyn mochte, für diese Verhältnisse zum Ziel der Thätigkeit gelangt sind, kann man nicht umhin, sein ganzes bisheriges Daseyn und seinen Tod mit einem Blick zu umfassen. Die Beziehung zwischen jenem und diesem, die Gebräuche, welche den letzten begleiten, die Leidenschaften der Mitbürger, welche den neuer-

richteten Grabhügel umschwärmen, erwecken eine Idee von der Nation, von dem Zeitalter, welchen diese Todesszene angehört. So wirft die blasse Lampe neben einer Leiche oft für den Forscher einen aufklärenden Schein über eine ganze Gegend, und die eigene Gestalt, in welcher die Gegenstände derselben dann erscheinen, ist um so lehrreicher, je mehr sie von dem Lichte abweicht, in welchem sie die Historie sonst uns zeigt. Wenn dieses auch dem Glanze des Tages gleicht, so lernen wir doch neue Eigenthümlichkeiten einer Gegend im dämmernden Mondscheine kennen.

Vielleicht mehr Gewinn, als die Vergrößerung der historischen Kunde und der psychologischen Kenntniss überhaupt ist ein Vortheil, welchen unsre sittliche Natur der Darstellung solcher Todesszenen abgewinnen wird. Ich verweilte mich immer gern bei ihnen, weil sie mir das süsse Bedürfniss meines Herzens, gross von

der Menschheit zu denken, oft befriedigten. Häufig kommt die ursprünglich schöne Natur eines Mannes sein ganzes Leben hindurch nicht zum Vorschein, weil Verhängniß und unbezwungne Leidenschaften sie eingehüllt haben; erst in der letzten Scene seines Lebens bricht die reine Flamme von jener, bisweilen unterstützt von dem Lichte, welches aus der Zukunft herabfällt, durch alle Nebel hervor. Solche reine Flammen menschlicher Grösse möge die Historie auffassen, und vom Altare der Menschheit herabwehen lassen. Desto schöner wird nachher das festliche Feuer seyn können, welches sie auf demselben anzündet, um den Plan der Vorsicht in den Schicksalen unsers Geschlechtes zu beleuchten.

Die größte Schwierigkeit bei solchen Darstellungen besteht darin, daß man gerade die Momente der Handlungen und des Lebens eines

Menschen ergreiffe, durch welche die letzte Szene zum Theil ihre Bedeutung, ihre Glorie erhalten muss. Nie ist die Behauptung, dass der Mensch nur lebe, um zu sterben, so wahr gewesen, als bei der Behandlung von ihnen. Wenn aber von einer subjektiven Stimmung des Geschichtschreibers die Rede seyn soll, so wird ihm am schwersten seyn, dass er durch seine Wehmuth nicht an Unbefangenheit verliere.

Zwar hab' ich meinen Griffel mit einem Cypressenblatt umwunden; doch soll keine meiner Zähnen auch nur den kleinsten Zug im geringsten verwischen, denn über jede menschliche Regung muss die Leidenschaft für dich, heilige, wahre^e Historie erhaben seyn. Du darfst selbst nicht einmal erröthen, wenn du mit der Anklage der That, des Wortes einer guten Seele zum

grossen Richter gehst, und der protokollirende
Engel zu seiner Seite soll keine Thräne auf dei-
nen Bericht für das Buch der Welt fallen lassen,
damit er auf ewig verlöscht werde.

L
S o p h o n i s b e.

Von phönizischen Flüchtlingen gestiftet hatte Karthago, eine einzelne Stadt am Rande eines Welttheiles, sich durch seinen Handelsgeist und seine vorsichtige Politik so gehoben, daß es mit den Römern um den Rang der ersten Macht in der Welt kämpfen konnte und dem völligen Siege einmal nahe war. Aber am Ende des dritten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung, kamen mehrere Stürme zusammen, um seinen Ruin, welcher freilich einmal gewiß erfolgen mußte, zu beschleunigen. Indem in Unteritalien sein größter Held,

K

Hannibal, bedrängt war, wurde Spanien durch seinen erhabenen Nebenbuhler P. Cornelius Scipio erobert, das Land, welches nach dem Verlust von Sicilien der Mittelpunkt des Carthagischen Welthandels hätte werden müssen. Wenn aber auch ein Zweig nach dem andern von der Macht der Stadt abgehauen wurde, konnte der Stamm noch immer bestehn, um neue Sprossen zu treiben. Standen dagegen die Beherrscher der benachbarten nomadischen Völker, mit den Römern verbunden, feindlich wider sie auf, so war ihr afrikanisches Gebiet, die Lagerstätte der Weltherrscherin selbst wahrscheinlich verlohren, und in der Flamme des Krieges verdorrte die Wurzel ihrer Macht.

Der wichtigste unter diesen Königen war Syphax, Beherrscher der Masaesyler, nicht nur darum, weil er die übrigen an Reichthum übertraf, sondern vorzüglich, weil sein Volk nur durch eine schmale Meerenge von der spanischen Küste, wo Neukarthago lag, und dem römischen Heere getrennt war. Um ihn zu gewinnen beschloß Scipio selbst nach Afrika hinüberzuschiffen; auf den Zauber seiner

persönlichen Eigenschaften mußte der Römer eben so viel rechnen, als auf den veränderlichen Sinn des Königs, welcher damals im Bündnisse mit Karthago stand. Als er in den Hafen der Masaesyler einlief, war Asdrubal, der Sohn von Gisco und nach dem Geschlecht der Barkas der vornehmste Heerführer der Karthager, aber nun aus Spanien vertrieben, kaum an das Land derselben gestiegen. Beide Helden eilten an den Hof von Syphax als seine Gastfreunde, saßen bei einem Gastmalle freundlich zusammen, schliefen ihrem Wirth zu gefallen auf Einem Lager. Der große Sinn des Römers, der aus seinen Handlungen, seinen Reden stets hervorging, bezauberte selbst den Karthager, und bewog den König zu einem Bunde mit Rom *).

Sehr unbedeutend in Hinsicht auf seine Besitzungen war der junge Massanissa, Prinz der Massyler, desto wichtiger wegen seiner selbst. Zu Karthago war er erzogen, und hatte sich durch die Gewalt seines Geistes, die

K 2

*) Liv. XXVIII. c. 27, 28.

Kraft und Schönheit seines Körpers so ausgezeichnet, daß Asdrubal, der Sohn von Gisco, ihn zum Gemahl seiner schönen Tochter Sophonisbe bestimmte. In Spanien erwarb er sich unter diesem trefflichen Heerführer großen kriegerischen Ruhm; aber in Karthago, wo man kaufmännisch genug dachte, die außerordentliche Schönheit der jungen Bürgerin Sophonisbe nur um den höchsten Preis weggeben zu wollen, scheint es öffentliche Meinung geworden zu seyn, daß man sie mit Syphax vermählen müsse. Dieses sowol, als die Bewunderung des Helden Scipio trieb den numidischen Jüngling zu einem geheimen Verständniß mit den Römern, das aber den scharfen Augen des patriotischen Asdrubal nicht entging *).

Sophonisbens Reize waren unterdessen immer schöner aufgeblüht und der König der Masaesyler war von ihnen bezaubert. Alle Rücksichten mußten vor der Vertheidigung Afrikas verschwinden, welches Scipio von Si-

*) *Appian. de bell. pun. l. I. c. 6. Liv. XXVIII. c. 16.*

cilien aus bedrohte, und Asdrubal beschleunigte daher die Vermählung seiner Tochter mit Syphax, welche erfreuend für Karthago war, weil dieser nun schwur, mit ihm einerlei Freunde und Feinde zu haben. Er mußte auch sogleich dem römischen Feldherrn kundthun lassen, daß er im Vertraun auf seine vorigen Versprechungen nicht nach Afrika kommen möchte; wenn er die Küste desselben bestiege und gegen Karthago anrückte, so würden die Masaesyler für das Vaterland der Gemahlin ihres Königs kämpfen. Scipio liefs sich nicht zurückschrecken, und sagte seinem Heere, auch Syphax wäre voll Verwunderung, daß man so lange mit der Ueberfahrt zögere, gleichwie Massanissa darüber geklagt hätte.

Dieser letzte hoffte in den Römern seine Erretter zu finden. Unter manchen innern Stürmen hätte er den Thron seines Vaters doch behauptet, wenn nicht Asdrubal, welcher die großen Kräfte des Jünglings kannte, und die ganze Gefahr für Karthago vorhersah, sobald dieser planmäßige Herrscher seine Nomaden je in Ruhe kultiviren durfte, den Kö-

nig der Masaesyler aufgeschreckt hätte. Von der Macht desselben fast erdrückt war Massanissa froh, Freiheit und Leben zu retten und mit wenigen Reutern zu den Römern zu gelangen, als sie in Afrika gelandet waren *).

Nach mehreren Siegen über Asdrubal und Syphax sandte Scipio seinen Unterbefehlshaber Laelius und Massanissa ab, um das väterliche Reich des letzten zu erobern, welches um so leichter gelang, je eifriger die Massyler selbst sich zu ihm, ihrem längst ersehnten König gesellten, und die Beamten und Besatzungen von Syphax verjagen halfen. Dieser aber, nun eingeschränkt auf sein altes Gebiet, war ein Sklave der Liebe und ward von seinem Schwiegervater und seiner Gemahlin getrieben, noch einmal ein mächtiges Heer ins Feld zu senden. Es bestand fast ganz aus rohen Kriegern, die noch in keinen Schlachten gefochten hatten. Nach einem lebhaften Gefecht zwischen der Reuterei flohn sie, sobald die Kriegszeichen der Legionen sich nahten. Ihr König hatte sich auf Massanissa gestürzt,

*) Liv. XXIX. c. 29-33.

und die Flüchtigen durch seine eigne Gefahr aufzuhalten gesucht: sein Ross ward schwer verwundet, und er zurückgeschlagen sank mit ihm nieder; er ward gefangen genommen mit einem seiner Söhne und vor Laelius geführt, ein erfreuendes Schauspiel für Massanissa *).

Der Strom der Fliehenden wandte sich gegen Cirtha, die vornehmste Stadt in Masaesilien. Da richtete sich der König der Massyler gegen den römischen Unterbefehlshaber mit der Bitte, daß er ihn mit der Reuterei und dem gefesselten Syphax nach jener Hauptstadt, wo Furcht und Bestürzung herrschen würden, voraus fliegen lassen möchte; das Fußvolk könnte nachfolgen. Kaum war er vor Cirtha erschienen, so rief er die vornehmsten Einwohner zur Unterhandlung heraus. Seine Vorstellungen und Drohungen wirkten nicht, bis der gefesselte König ihnen gezeigt ward. Bei diesem Anblick entstand ein lautes Wehklagen; die Thore wurden dem Feinde geöffnet. Massanissa ließ hinlängliche Besatzung bei den Eingängen und Mauern der Stadt zu-

*) *Liv. XXX. c. 11. 12. Appian. de bell. pun. c. 14.*

rück, und flog mit verhängtem Zügel nach dem königlichen Schloß. Schon im Vorhofe trat ihm Sophonisbe entgegen, und sank vor ihm auf die Kniee. „Volle Gewalt über mich, rief sie aus, haben dir die Götter gegeben, und deine Tapferkeit und dein Glück. Bestimme du selbst das Schicksal deiner Gefangnen, wie es dein Gemüth dir gebent; nur dulde nicht, daß ich der stolzen und grausamen Willkühr irgend eines Römers hingegeben werde. Wäre ich nichts, als die Gemahlin von Syphax gewesen; so würde ich doch mehr auf einen Numider, der in demselben Afrika mit mir geboren ward, als auf einen Fremdling vertrauen; du siehst, was ich als Bürgerin Karthagos, als Tochter Asdrubals vom Römer zu fürchten habe. Kann es durch sonst nichts geschehn, so beschwöre ich dich, rette mich durch den Tod vor der Willkühr der Römer!„ Als sie so edel redete, blühend in aller Fülle der Schönheit, als sie mit süßser Schmeichelei seine Hand ergriff, als sie versicherte, nur gezwungen sei sie die Gemahlin von Syphax geworden: da erwachten Mitleid, das Andenken der in Karthago verlebten Jugend in Massanissas Seele, und er fiel

in die Gewalt der Liebe. Seine Rechte versprach der wunderschönen Königin Schutz vor der Willkühr der Römer, und noch an demselben Tage feierte er seine Hochzeit mit ihr, damit weder Laelius noch Scipio einen Rath gegen diejenige als Gefangne fassen könnte, welche Massanissas Gemahlin wäre*).

*) *Liv. XXX. c. 12. Appian. de bell. pun. c. 14. 15.* In Sophonisbens Geschichte ist Appian fast in beständigem Widerspruch mit Livius, und darf freilich alsdann von keinem Gewicht seyn. Sobald er sich aber nur einigermaßen in Uebereinstimmung mit demselben bringen liefs, ist es hier geschehn. Auch hat er einige schöne Nachrichten, die in dem römischen Geschichtschreiber fehlen, und seiner Erzählung nicht widerstreiten. Dies ist besonders der Fall mit dem Umstande, dafs Massanissa zu Karthago erzogen, und zum Gemahl von Sophonisbe bestimmt war. Freilich scheint Livius anzudeuten, dafs die Königin den Helden vor dieser Szene zu Cirtha nicht gesehn habe (*et, quum in medio agmine armatorum Massanissam insignem, quum armis, tum cetero habitu, conspexisset, regem esse, id quod erat, rata, genibus advoluta ejus*); doch behauptet er nichts bestimmt, als dafs sie

Unmittelbar nach der Hochzeit kam Laelius an und wollte voll Unmuth über dieselbe die Königin vom ehlichen Lager reißen und mit den übrigen Gefangnen an Scipio schicken. Nur durch Massanissas Bitten ward seine Sophonisbe jetzt noch gerettet. Aber Syphax, durch sein Unglück und die Eifersucht der Liebe entflammt klagte sie laut im römischen Hauptlager an. Damals, betheuerte er, damals wäre er wahnsinnig gewesen, damals habe er die Pflicht der Freundschaft mit Scipio, die öffentliche Treue aus seinem Gemüthe verbannt, als er ein karthagisches Weib in sein Gemach aufgenommen habe. Jene Hoch-

den König an seinem Aeusern erkannt habe, und giebt dagegen zu verstehn, daß sie bei Massanissas Aufenthalt in Karthago noch sehr jung muß gewesen seyn, wenn man ihn mit Appian zusammenhält. Er sagt nämlich bei der Vermählung zwischen ihr und Syphax: jam enim et nubilis erat virgo. Zu dieser Zeit aber war Massanissa schon längst von Karthago entfernt gewesen, und hatte in Spanien Kriegsdienste gethan. So konnte es recht gut seyn, daß Sophonisbe ihn zu Cirtha nicht aus alter Erinnerung sogleich erkannte.

zeitfackel sei es, wodurch sein königliches Haus eingeäschert werde; und sein einziger Trost in diesem Elend wäre, dafs er jene Pest, jene Furie nun bei den Hausgöttern des Mannes erblicke, der unter allen Sterblichen ihm der verhafsteste sei. Massanissa, nicht klüger und beständiger, als Syphax, sei noch unvorsichtiger wegen seiner Jugend, und habe mit einer unbändigern Thorheit sich mit der Furie vermählt *).

Scipio besafs eine erhabene Ruhe des Geistes, die ihn über die Leidenschaft der Liebe erhob, zumal da die Entwürfe seines Ehrgeitzes und seiner Vaterlandsliebe ihn ganz beschäftigten; nie hatte ihn auch die ausserordentlichste weibliche Schönheit unter seinen Gefangnen gefesselt. Um so weniger konnte seine Politik, die ihn die ganze Gefahr sehn liefs, welche von Sophonisbens Römerhafs und glühendem Patriotism zu befürchten war, wenn Massanissa in ihren Fesseln blieb, diesem feurigen Jüngling seine Leidenschaft verzeihn. Zu der Ruhe seiner eignen schönen Seele durfte

*) Liv. XXX. c. 13. Appian. c. 15.

er nicht hoffen, ihn zu erheben; aber er vertraute auf die Ruhmsucht desselben, welche er kannte.

Als Laelius und Massanissa in das Hauptlager zurückkamen, überhäufte er beide in einer zahlreichen Versammlung mit Lobsprüchen; und rief alsdann den numidischen Helden zu einer geheimen Unterredung. Er wußte, wie sehr dieser ihn bewunderte, und fesselte ihn daher vor allem Tadel durch die Anspielung auf eine Vergleichung zwischen ihnen beiden. Vor allen übrigen Tugenden rühmte er selbst sich seiner Gewalt über die Begierden; durch diese mußte auch Massanissa alle seine Vorzüge krönen. Seine tapfern, männlichen Thaten, die er jetzt vollbracht habe, wären so eben öffentlich mit Ruhm erwähnt worden; das übrige, was er unternommen, möchte er bei sich erwägen, und deshalb vor sich selbst erröthen. Dann nahm Scipio die Wendung, daß durch das Recht der Eroberung Syphax und alles, was ihm angehöre, also auch seine Gemahlin in die Hände der Römer gefallen wäre; Massanissa diese Beute dem Senat und dem Volke nicht ent-

ziehn dürfte, und besonders sich hüten möchte, seine großen Verdienste nicht durch eine Schuld zu beflecken, die in keinem Verhältniß zu ihrer Ursache wäre.

Eine Röthe ergoß sich über Massanissas Gesicht, seine Thränen quollen hervor und er entgegnete dem Römer, daß er freilich in der Gewalt des Feldherrn wäre, dieser aber, so weit es möglich, Sorge tragen möchte für sein leichtsinniges Gelübde, daß er der Macht keines andern Sophonisbe übergeben wolle. Mit zerrüttetem Gemüth zog er sich in sein Zelt zurück. Laute, häufige Seufzer und sein Jammer verkündigte den Kampf in seiner Seele. Nach einiger Zeit vernahm man seinen ungeheuern Schmerz in einem tiefen, langen Seufzer; dann rief er aus den Sklaven seinen Getreuen, in dessen Verwahrung das Gift war, nach Sitte der Könige für die Wechsel des Glücks bereitet. Er füllte einen Becher mit Gift, und befahl ihn zu Sophonisbe zu tragen. Sag' ihr, also trug er dem Sklaven auf, Massanissa hätte ihr gern die Liebe bewiesen, welche der Mann der Vermählten zollen muß. Weil die sie verwehrten, wel-

che Herren meines Willens sind, so erfüllte ich mein zweites Gelübde, daß sie nicht lebend in Römerhand falle: eingedenk ihres Vaters, des Feldherrn, und des Vaterlandes, und der beiden Könige, deren Vermählte sie gewesen, möchte sie sich selbst rathen.

Sophonisbe hörte vom Sklaven diese Rede und nahm den Becher. „Ich nehme, sprach sie, dieses sein Brautgeschenk an, mir nicht unwerth, wenn der Mann seiner Vermählten kein schöneres geben konnte; doch melde ihm, besser würde ich gestorben seyn, wenn ich nicht meine Leiche verlobt hätte. „Also redete sie, in der Jugend ihrer wunderbaren Schönheit nicht scheu vor dem Tode; Karthagos Bürgerin, Asdrubals Tochter, und gelassen, ein Opfer der Römer. Sie wandte sich gegen ihre Amme, und bat sie, nicht zu weinen, da sie nicht unrühmlich sterbe. Dann leerte sie ohne Beben den Giftbecher *).

*) Liv. XXX. c. 13-15. Appian. c. 15. Polybii reliquiae libri XIV. c. 7. 9.

II.

Kaiser Otto.

Schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts war der Zeitpunkt im römischen Reich gekommen, daß die Legionen Herren der Welt waren, weil nur bei ihnen noch eine Kraft jener Gewalt geblieben, welche sich einst die Erde unterwarf. Luxus und Sklaverei hatten die Römertugend verbannt; verderbte Sitten schlugen üppig ihre Ranken um die hin und wieder erblickten Trümmer der alten Freiheit. Die Masse des Volkes mochte unter den verfluchtesten Herrschern noch eines frohen Daseyns geniessen, die neue Tyrannei, beschäftigt durch die blutige Eifersucht gegen alle, die ihr gefährlich werden konnten, hatte noch ihre Wurzeln nicht bis in die niedrigsten Stände verbreitet; aber die Geschichte, vornehmlich angezogen vom großen Schauspiel der öffentlichen Angelegenheiten in den höhern Regionen, giebt uns ein empörendes Gemälde, mit seltener Darstellung alter Sitten, von die-

fem Zeitalter *). Es war blutig selbst im Frieden: das Meer voll von Verbannung, Klippen durch Mord genäht, gräßlicher die Wuth in der Stadt! Adel, Reichthum, Ablehnung und Annahme von Würden waren Verbrechen, wegen Tugend das sicherste Verderben: der Lohn der Angeber war nicht weniger gehässig, als die Frevelthat selbst, denn Priesterstellen

*) Diese Bemerkung muß man sich beim Tazitus immer gegenwärtig erhalten. Es ist nicht ganz richtig, was Gibbon sagt, daß es im Charakter dieses patriotischen Geschichtschreibers lag, wenn uns die Begebenheiten und der Charakter seines Zeitalters düsterer erscheinen, als sie der historischen Wahrheit nach sollten. Etwas mag seine Manier dazu beigetragen haben; aber bei weitem der vornehmste Grund davon lag darin, daß gerade die Begebenheiten und kleineren Ereignisse, welche nach seinem Plan der Geschichte anheim fielen, fast den ganzen Schatten dieser Zeit ausmachen. Wenn man den Charakter derselben überhaupt aus der Erzählung von Tazitus sich abstrahirt: so begeht man eine Sünde, an welcher er höchstens wegen seines überwältigenden Genius Theil haben kann.

und Konsulate hatten einige dafür zum Raub, andre ausserordentliche Gewalt in den Provinzen und Macht über den Herrscher erhalten; hier und dorthin zerrütteten sie alles. Durch Haß und Schrecken wurden Sklaven gegen ihre Herren, Freigelassne gegen Schutzherrn bestochen; wem der Feind fehlte, ward durch Freunde unterdrückt. Doch war das Jahrhundert nicht so gar an Tugenden unfruchtbar, daß es nicht auch Beispiele des Guten hervorgebracht hätte; Mütter als Begleitung flüchtiger Kinder, Gemahlinnen dem verbannten Manne gefolgt, kühne Verwandte, wandellose Eidame, Treue der Sklaven, auch gegen die Marterbank hartnäckig, berühmte Männer tapfer unterliegend der letzten Nothwendigkeit, und Todesscenen, den gefeierten der Alten gleich *).

Die Tugenden und Laster dieses Zeitalters vereinigte in sich der Senator Salvius Otho. Wollüstig, verschwenderisch, ohne Achtung für Pflicht war er zugleich tapfer, großmüthig,

*) Tacit. hist. I, 2. 3

erhaben über den gegenwärtigen Genuß, wenn es Ruhm bei der Nachwelt galt; auch darum strebte er nach dem Throne, weil es keinen freien Bürger gab; vom Laster wäre er vielleicht entfernt geblieben, wenn er ein besseres Zeitalter und eine höhere Weisheit, als Ergebung in die Nothwendigkeit gekannt hätte. Ein gleicher Tod, sagte er, steht nach der Natur allen bevor; er unterscheidet sich nur durch Unkunde von uns bei der Nachwelt, oder durch Ruhm, und wenn dem Schuldigen sein letztes Schicksal droht, so geziemt es dem entschlossnern Manne, nach Verdienst zuzugehn.

Diese Worte sprach er, als er durch den Drang der Umstände und eigne Schuld auf die gefährliche Klippe gestellt worden, von welcher er sich entweder in die Tiefe stürzen, oder zum Thron emporsteigen mußte. Nach Neros Untergang, mit welchem Otho einen Theil seiner Jugend verschwelgt hatte, war der Greis Galba von seinem Heer auf denselben erhoben, anfänglich erwünscht wegen der Nüchternheit seiner Sitten, denn auch ein verderbtes Zeitalter weiß, was ihm wohlthut,

wahre Liebe; Eigennutz regiert einen jeden. Wir beide reden unter uns schon heute mit Einfalt; alle übrige werden lieber mit unserm Glück, als mit uns seyn *).

In Pisos Gesicht und Haltung war kein Zeichen von Ueberraschung oder Freude, wie wenn er mehr zu herrschen vermögte, als es wünschte. Desto höher wuchs der Neid von Salvius Otho und seine Gefahr, ganz unterzugehn. Welchen die Ueppigkeit Neros gefallen, die sahn auf ihn als denjenigen, welcher die trübe Zukunft erheitern möchte. Auch hatte er sich durch seltene Popularität vorzüglich die Liebe der alten Krieger Neros erworben. Selbst wenn Galba bei ihm speifste, theilte er der wachehaltenden Kohorte Mann für Mann Geld aus; diese öffentliche Bestechung erhielt ihre spannende Kraft durch geheimere Geschenke an Einzelne. Auch unterliefs er nicht gehässig zu bemerken, wie schwer Galbas Hand auf den Kriegern ruhe, und wie viel mehr von Piso zu fürchten sei **).

*) Tacit. hist. I, 15.

**) Tacit. hist. I, 17. 21. 24.

Alle Gemeine von der Leibgarde waren ergrimmt gegen den herrschenden Greisen, daß er das Geschenk, bei der Thronbesteigung gewöhnlich, so oft schon verzögert hatte, und zwei von ihnen beschlossen, das römische Reich auf einen andern überzutragen. Wenige machten sie zu Vertrauten bei ihrem Vorhaben; aber einen allgemeinen Geist, der es begünstigte, konnten sie voraussetzen.

Galba opferte vor dem Tempel Apollos und hörte, die Opferzeichen wären drohend. Otho vernahm es mit Freude, und ging mit seinem Freigelassenen hinweg, der ihm angekündigt hatte, daß der Baumeister und die, welche den Bau dingen wollten, auf ihn warteten. Dies war das Zeichen, daß die Soldaten schon zusammen liefen. Drei und zwanzig wagten es zuerst, ihn als Imperator zu begrüßen, und indem er wegen ihrer geringen Anzahl besorgt schien, auf einen Sessel zu setzen, welchen sie mit gezogenen Schwertern umgaben. Ihre Zahl hatte sich kaum verdoppelt, als sie im Lager anlangten *).

*) Tacit. hist. I, 25. 28.

Galba erforschte indessen emsig die Opfer und ermüdete die Götter einer ihm schon entwandten Herrschaft. Das Gerücht kam, daß irgend ein Senator, bald drauf, daß Otho ins Lager hingerissen getragen würde. Einige, welche dem Zug entgegen gekommen, vermehrten die Bestürzung, andre verringerten die Gefahr, noch jetzt eingedenk der Schmeichelei. Piso sprach mit edlem Stolz zu der Kohorte, die im Pallast die Wache hatte: der Sinn derselben war ungewiß. Auf keines der Heere in der Stadt konnte Galba vertrauen.

Schon füllte der Pöbel den Pallast, foder- te mit vermischtem Geschrei die Hinrichtung Otho's, die Verbannung der Verschwornen, als wenn er im Circus ein ergötzendes Schauspiel verlangte.

Kaum war Piso ins Lager vorausgeschickt: so erscholl das Gerücht, Otho sei daselbst getödtet, anfänglich unsicher; bald betheuerten einige, wie bei großen Lügen, sie wären zugegen gewesen, sie hätten es gesehen. Selbst Ritter und Senatoren, unvorsichtig nach verscheuchter Furcht, stürzten durch die zerbro-

chenen Thüren des Pallastes in das Innere desselben und zeigten sich dem Kaiser; die Rache sei ihnen vorentnommen. Sogar wies ein Krieger im Pallast auf sein blutiges Schwert, und schrie; von ihm wäre Otho getödtet! Freund, sagte Galba, wer hat es befohlen?

Othos Betragen im Lager, war wie seine Rede, mehr für die Umstände zweckmäfsig, als würdevoll: die Herrschaft gehörte ihm schon entschieden. Seine Krieger stürzten mit verhängtem Zügel nach dem Markte, durch den zerstreuten Pöbel, durch den zertretzten Senat. Nicht der Anblick des Kapitols, nicht die Religon der drohenden Tempel, nicht die vorigen und künftigen Herrscher schreckten sie von einem Verbrechen zurück, dessen Rächer der ist, welcher dem Ermordeten nachfolgt.

Galba hatte seinen Pallast verlassen; in seinem Harnisch ward er getragen. Beim See des Kurtius stürzte er durch das Zittern seiner Träger herab und ward ermordet. Piso aus seiner verborgnen Zufluchtstätte hervorgezogen ward auf der Schwelle des Vestatempels zer-

fleischt. Mit unersättlichen Augen soll Otho sein Haupt betrachtet haben.

Schon wälzten sich die Heere heran, dem neuen Kaiser eine Herrschaft zu entreissen, von welcher sie nicht einmal wußten, daß sie in seinen Händen war. Die Legionen in Deutschland hatten ihren Feldherrn zum Herrscher der Welt bestimmt. In Rom klagte selbst der gemeine Mann, daß nun die hassenswürdigsten Sterblichen zum Verderben des Reichs erkoren wären. Sollte man nun für Otho oder für Vitellus in den Tempel gehen? Die Gebete und Gelübde für beide wären Lästereien: über ihren Kampf lasse sich nichts bestimmen, als daß der Sieger der schlechteste von beiden seyn werde.

Die Heere und die Provinzen des römischen Reichs waren ohngefähr zwischen Otho und Vitellius getheilt; zu dem verfluchungswürdigsten Kriege! Während demselben stand Otho, wie im vollen Frieden, mancher Pflicht des Herrschers mit Würde vor, weise bei den Bewegungen in der Stadt. Dann ging er zu dem Heere gegen seinen Nebenbuhler ab und bezog ein Lager bei Bedriakum. Nicht weit

von diesem Orte begann eine Schlacht, welcher er selbst nicht beiwohnte. Nicht sowohl das Glück und die Tapferkeit der Feinde, als seine Abwesenheit und die gewöhnliche Unentschlossenheit der Vertheidiger einer angegriffnen Herrschaft entschieden dieselbe zu seinem Nachtheile. *)

Otho erwartete den Boten der Schlacht keinesweges geängstet, festen Entschlusses. Zuerst ein trauriges Gerücht; Flüchtlinge vom Schlachtfelde verkündeten dann die Niederlage. Das Feuer der Krieger erwartete nicht das Wort des Imperator; sie geboten gutes Vertrauen; ungeschwächte Macht wäre noch übrig, sie selbst würden das äuserste dulden und wagen: auch war keine Schmeichelei dabei. In die Schlacht zu gehn, das Glück der Parthei zu reizen, brannten sie mit einer Wuth, nach Instinkt. Die Fernen streckten die Hände nach Otho, die nächsten umfassten seine Kniee; der eifrigste war Plotius Firmus. Dieser Präfekt der Leibwache flehte unablässlich, daß er nicht das treueste Heer, hochver-

*) *Taciti histor. l. I. c. 29 — 44: 62 — 64: 71 — 90.*

diente Krieger verlassen möchte; es sei grösser, den Sturm ertragen, als ihm ausweichen; starke und gestrenge Geister fufsten auf Hoffnung, trotz dem Unglück; schlafe und träge eilten aus Furcht zur Verzweiflung.

Je nachdem unter diesen Stimmen Otho seine Minen erweicht oder erhärtet hatte, vernahm man Jauchzen oder Seufzer. Nicht nur die Leibwache, ihm eigenthümliche Krieger, sondern auch die Vortruppen aus Moesien verkündeten, dieselbe Entschlossenheit herrsche beim herannahenden Heere, die Legionen hätten Aquileja betreten; so dafs niemand zweifelte, ein blutiger, trauriger Krieg, ungewissen Erfolges für Besiegte und Sieger, könnte erneuert werden.

Er selbst, abgewandt von Gedanken des Krieges sprach: diesen Muth, diese eure Tapferkeit fernern Gefahren entgegen werfen, wäre eine zu hohe Schätzung meines Lebens. Je mehr Hoffnung ihr zeigt, wenn es mir gefiele, zu leben, desto schöner wird mein Tod seyn. Wir haben uns einander gemessen, ich und das Glück; ihr möchtet den Zeitpunkt

nicht berechnet haben: sehr schwer ist Mäßigung in dem Genusse, auf welchen du nicht lange rechnen darfst. Der bürgerliche Krieg begann von Vitellius; daß wir mit den Waffen um die Herrschaft stritten, die Schuld ruht auf ihm; daß wir nicht mehr als einmal um sie kämpfen, der Ruhm wird bei mir seyn: darnach schätze die Nachwelt den Otho. Vitellius erfreue sich des Bruders, der Gemahlin, der Kinder: ich bedarf weder der Rache noch des Trostes. Andere mögen die Herrschaft länger fest gehalten haben; so muthig habe sie keiner verlassen. Sollte ich zugeben, daß eine solche römische Jugend, so viele treffliche Heere, wiederum niedergeworfen, dem Staat entrissen werden? Dieser Glaube scheide mit mir, als möchtet ihr für mich gestorben seyn: aber bleibt daheim. Laßt uns nicht länger, ich euer Heil, ihr meine Standhaftigkeit aufhalten. Mehr von meinem Hinweggehen reden, wäre schon Feigheit. Als ein vorzügliches Denkmal meiner Bestimmung achtet es, daß ich über niemand klage; denn die Götter oder Menschen anklagen, geziemt dem, der zu leben wünscht.

So sprach er; redete dann gütig zu jedem, nach dessen Alter oder Würde, und trieb die Jungen durch sein Ansehen, die Alten durch Bitten, daß sie schnell gingen, durch Zaudern nicht den Zorn des Siegers reizten; ruhig in seinen Gesichtszügen, unerschrocken in Ausdrücken, hemmte er die unzeitigen Thränen der Seinigen. Den Abgehenden liefs er Schiffe und Fahrzeuge geben; Schriften und Briefe, durch Partheigeist für ihn oder Schmähung wider Vitellius ausgezeichnet, vertilgte er, und spendete Geld, sparsam, nicht wie ein dem Tode Geweihter.

Dann tröstete er seinen Bruderssohn Salvius Coccejanus, in der ersten Blüthe der Jugend, furchtsam und traurend: Lobsprüche auf die Liebe des Jünglings zu ihm vermischte er mit Tadel seiner Furcht. „Wird Vitellius so grausam seyn, daß er für eine ganze unversehrte Familie nicht Wohlwollen für dich mir wieder schenken will? Durch einen schnellen Abschied verdienst Du die Gnade des Siegers. Nicht in der äussersten Verzweiflung, sondern indem die Heere die Schlacht fodern, erliefs ich dem Staate das letzte Un-

Unglück. Mir habe ich Namen genug, meinen Nachkommen glänzenden Adel genug erworben: nach den Juliern, Klaudiern, Serviern habe ich zuerst die Herrschaft in eine neue Familie eingeführt. Darum ergreiffe das Leben mit aufstrebendem Sinne: dafs Otho dein Oheim war, vergifs nie, und denke daran nicht zu sehr. „

Nach der Entfernung Aller ruhte er ein wenig; aber indem er schon die letzte Sorge bei sich erwog, stöhrte ihn ein plötzliches Getümmel; die Bestürzung und Ausgelassenheit der Krieger ward ihm gemeldet, denn sie drohten den Abfahrenden den Untergang. Nachdem er die Urheber des Aufruhrs gescholten, kehrte er zurück, hingegeben dem Zuspruch der Abgehenden, bis alle unbeleidigt auseinander gegangen waren.

Der Abend dämmerte: er stillte den Durst durch einen Trunk kühles Wassers. Dann wurden zwei Dolche gebracht; er prüfte beide und legte den einen unter sein Haupt: er vernahm, dafs seine Freunde abgereifst wären, und brachte die Nacht ruhig, und wie gesagt wird, nicht schlaflos zu: das Morgenlicht

brach an, er senkte das Eisen in die Brust. Beim Seufzer des Sterbenden gingen die Freigelassenen, Sklaven, und Plotius Firmus, Präfekt der Leibwache, hinein; sie fanden eine einzige Wunde. Das Leichenbegängniß ward beschleunigt: er hatte dies mit einem gewissen Ehrgeitz verlangt, damit sein Haupt nicht abgeschnitten würde, zum schmachvollen Spiele. Die Leiche trugen Kohorten der Leibwache, mit Lobsprüchen und Thränen, und Küssen auf seine Wunde, seine Hände. Einige Krieger tödteten sich neben dem Scheiterhaufen, nicht zur Sühnung oder aus Furcht, sondern im Wettstreite des Ruhms und aus Liebe zum Herrscher. Nachher ward zu Bedriakum, Plazentia und in andern Lagern diese Todesart zur häufigern Feier. Dem Otho ward ein Grabmal errichtet, mälsig kostbar und dauernd. *)

*) Tac. hist. II, 30-49.

Pompejus und Cäsar standen schon zur entscheidenden Schlacht auf den mazedonischen Gefilden gegen einander über, als im Lager des ersten ein junger Mann anlangte, über dessen Ankunft er sich verwunderte und freute. Er stand auf, und umarmte denselben vor der grossen Versammlung. Es war Markus Brutus, welcher bisher den Pompejus, auf dessen Befehl sein Vater war hingerichtet worden, niemals begrüßte, wann er ihm begegnete, und es als ein Verbrechen achtete, mit dem Mörder seines Vaters zu reden. Früh gewöhnt, das gemeine Wohl mehr zu schätzen, als sich selbst, überwand er sich, und gesellte sich zu der Fahne von Pompejus, welcher nach sei-

nem Urtheil aus edleren Gründen, als Cäsar, das Schwert ergriffen hatte *).

Er stammte von jenem Brutus ab, durch welchen das Königthum in Rom gestürzt wurde, und ein Freiheitssinn, wie diesen seinen Ahnherrn, belebte seine starke Seele; der Charakter und Geist seines Oheims Kato, des Bruders seiner Mutter Servilia, hatten seiner Jugend schon zum Muster gedienet: eifrige Liebe zu den Wissenschaften verlieh ihm eine Sinnesart, ohne welche sich zur natürlichen Stärke der Geister nicht Ruhe und Milde gesellen. Auch im Lager waren jetzt die Wissenschaften sein Trost und seine Freude. Noch den Tag vor der grossen Schlacht, welche das Schicksal des geliebten und verehrten Vaterlandes entscheiden sollte, schrieb er an einem Auszug von dem lehrreichen Geschichtschreiber Polybius, unterdeß Sorgen über den Ausgang des Kriegs Zerstreuung der Gedanken im übrigen Lager hervorbrachten **).

Cäsar siegte; Pompejus floh an das Meer hin; sein Lager war erobert worden. Der

*) *Plutarchi Brutus 4. in oper. ed. Hutten vol. 6. p. 228.*

**) *ibid. et 1-3.*

Sieger blickte vergebens nach Brutus umher, für welchen er so viel zärtliche Sorgfalt getragen, daß er beim Anfang der Schlacht seinen Befehlshabern geboten hatte, denselben nicht zu tödten, sondern zu ihm zu führen, wenn er sich gutwillig ergäbe, und unangegriffen zu lassen, wenn er widerstrebte *). Vielleicht ward Cäsar zu dieser Sorgfalt einzig durch Achtung für den großen Charakter von Brutus bewogen, vielleicht durch das Andenken an seine jugendliche Leidenschaft für Servilia, die Mutter desselben, die ihn mit Heftigkeit wieder liebte. Als über die Verschwörung Katilinas die wichtigsten Berathschlagungen im Senat gehalten wurden, und Cäsar, nicht frei von dem Verdacht einer Theilnahme an derselben, vom strengen Kato beschuldigt ward, daß er Anträge von den Feinden des Vaterlandes annähme, da ihm ein Brief in den Versammlungssaal gebracht wurde: so reichte er ihn den Kato hin, welcher ihn las und mit den Worten zurückwarf: „nimm ihn wieder hin, berauschter Mann!“, denn es war ein Liebesbrief von seiner Schwester Servilia. Auch ging das Gerücht, daß Brutus der Sohn

M 2

*) *ibid.* 5.

Cäsars sei, denn gegen die Zeit seiner Geburt war das vertrauliche Feuer der Liebenden in seiner höchsten Kraft *).

Der Sieger war sehr erfreut, als er einen Brief von Brutus erhielt, welcher durch das Thor des eroberten Lagers entkommen, an einem sumpfigten Orte voll Schilf den Tag über verborgen, in der Nacht weiter gegangen war und Larissa erreicht hatte. Er mögte sogleich zu ihm kommen, schrieb Cäsar zurück, glücklich, daß Brutus gerettet war. Sobald dieser bei ihm angelangt, achtete er ihn denjenigen von den Seinigen völlig gleich, die er am höchsten hielt. Wunderbar wirkte auf den genialischen Cäsar der geliebte Mann. Als dieser ihn zum erstenmal um etwas ersuchte, sagte er zu seinen Freunden: dieser junge Mann weiß nicht, was er will; aber alles, was er will, begehrt er mit Heftigkeit. Selten war Brutus zu Bitten für andere zu bewegen, nur dann, wann er glaubte, sein Ruhm fodere es; aber hatte er sich einmal zu ihnen entschlossen, so liefs er nicht ab, sie mit Stärke durchzutreiben. **)

*) *ibidem.* — *Suetonii Iulius. L. p. 30 ed. Bipont.*

**) *Plut. Brut. 6.*

Während dafs der Sieger in Afrika den Krieg wider die Anhänger von Pompejus beendigte, vertraute er an Brutus den Oberbefehl im italiänischen Gallien; und dieses sah in demselben seinen Schutzgott, unterdessen die meisten übrigen Provinzen von Habsucht und dem Schwerte verheert wurden. Mit seltener Selbstverläugnung schrieb er auch allen daher entstehenden Ruhm auf Cäsars Rechnung, welcher auf seinem Rückzuge nach Italien mit ausgezeichnete Freude die Provinz sah *).

Niemand schaute gewifs nun den weiteren Handlungen des Siegers mit solcher Besorgnis entgegen, als Brutus. Mit aufserordentlichen Ehrenbezeugungen ward er von jenem überhäuft; als er sich zugleich mit dem geachteten Kassius um die Stadtprätur bewarb, äusserte Cäsar: Kassius habe bessere Gründe für sich, aber man müsse dem Brutus die erste Prätur verleihen. Diese Partheilichkeit war ein neuer Beweis der Liebe, welche der Beherrscher Roms für den letzten empfand. Nicht nur diese, nicht nur die Tu-

*) *ibidem.*

gend der Dankbarkeit zogen das Herz von Brutus zu Cäsar hin; mehr ward seine Zuneigung durch die Betrachtung der grossen Eigenschaften gefesselt, welche in diesem ausserordentlichen Manne vereinigt waren. Dennoch fürchtete Cäsar selbst, daß er beim Angriff auf den Freistaat in Brutus seinen stärksten Feind finden würde. Ihn scheuete er bei seinem Streben nach der Königswürde, und den bleichen, hageren Kassius, wiewol dieser, vermählt mit der Schwester von jenem, und wegen der Bitte desselben von dem Sieger auf der pharsalischen Ebene begnadigt, jetzt in Zwietracht mit ihm lebte, vielleicht nicht ohne Mitwirkung Cäsars. Als man diesen letzten vor Markus Antonius warnte, dessen schöner starker Körperbau, Feldherrnruhm, verwegener Geist und nie befriedigte Lüste ihn zu Versuchen, das höchste Ansehen im Staat zu erlangen, reizen konnten, erwiderte er: die Wohlgenährten und Geschmückten fürchte ich nicht, sondern die Blassen und Hageren. Doch blieb er immer unentschieden in Hinsicht auf Brutus: meint ihr, sagt er zu einigen, die ihm Argwohn gegen diesen beibringen wollten, indem er die Hand auf sei-

nen Körper legte, meint ihr, daß Brutus nicht so lange warten werde, bis dieser schwache Körper von selbst hinfällt? Er kannte seinen Liebling wenig, wenn er glaubte, die Aussicht, seine Gewalt zu erben, könne denselben von Beschützung des Freistaates zurückhalten. *)

Cäsar hatte die Schwachheit, das königl. Diadem als die Krone seiner Thaten zu wünschen. Weder seine Gewalt, noch die Verehrung des Volkes für ihn, noch die Künste der Ueberschung hatten dasselbe bewegen können, ihm den Königstitel anzubieten, und die Nachricht, daß am funfzehnten März seine Freunde im Senat sich bemühen würden, ihn zum König aller Provinzen, nur nicht Italiens, zu machen, regte die Freunde der Freiheit gewaltig auf**). Alle sahen auf Brutus; keiner wagte mit ihm zu reden, weil man seine Freundschaft mit Cäsar kannte. An die Säule seines Ahnherrn wurden die Worte geschrieben: „o! daß du noch lebstest, Brutus!“, Auf seinen

*) *Plut. Brut. 7. 8.*

***) *Plut. C. Jul. Cäsar 51. Sueton. Jul. 79. 80.*

Prätorssitz legte man zur Nachtzeit Blätter mit den Worten: Brutus, „du schläfst! oder: du bist wahrlich nicht Brutus!,,

Wahrscheinlich wurde dieser Aufruf an ihn vorzüglich durch Kassius veranlaßt. Als Knabe schon hatte dieser den tödtlichsten Haß wider die Tyrannen verrathen. Da Faustus, der Sohn Syllas, welcher in Rom mit Schrecken herrschte, der Alleinherrschaft seines Vaters in der Schule sich rühmte, stand jener auf und gab ihm Ohrfeigen. Die Familie von Faustus verlangte Bestrafung dieser Handlung, und Pompejus ließ die Knaben vor sich kommen, um den Streit beizulegen. Unterstehe dich noch einmal, rief Kassius, in Gegenwart dieses Mannes die Rede zu führen, welche mich so wider dich erbitterte, und ich schlage dich noch einmal ins Gesicht! Zu diesem Haße wider die Tyrannei gesellte sich bei ihm noch eine besondere Abneigung wider Cäsar, so wie auch dieser von ihm zu seinen Freunden sagte: was haltet ihr von Kassius? mir gefällt dieser blasse Mensch gar nicht! Doch verkannte man zu sehr seine wahre Liebe zur Freiheit, wenn man behauptete,

dafs Brutus die Alleinherrschaft, Kassius den Alleinherrscher hasse. *)

Wenn Brutus ihr Haupt seyn wollte, hatten seine Freunde dem letzten geantwortet, da er sie zu einer Verschwörung wider Cäsar vereinigen wollte: so wären sie bereit; denn sobald dieser dem Schlachtopfer den ersten Streich gäbe, bewiese er, dafs die Sache gerecht sei; sie würden verzagter bei der That, verdächtiger nach derselben seyn, ohne die Theilnahme eines solchen Mannes; es würde heissen, er hätte sich der Unternehmung nicht entzogen, wenn sie einen gerechten Grund gehabt hätte.

Kassius besuchte seinen Schwager Brutus zum erstenmale wieder seit der Spannung zwischen ihnen. Nach vollbrachter Aussöhnung fragte er ihn, ob er an dem Tage in den Senat kommen würde, an welchem Cäsars Freunde dem Gerüchte nach den Königstitel für denselben vorschlagen würden? Brutus erwiederte: er werde nicht in den Senat gehen! Wie

*) *Plut. Brut. 9.*

aber, fragte Kassius, wenn wir dahin gefodert werden? Alsdann wird es meine Pflicht seyn, entgegnete ihm jener, nicht länger zu schweigen, für die Freiheit zu kämpfen, zu sterben. Das Gemüth von Kassius ging über bei dieser Rede. Welcher Römer, brach er aus, würde dulden, daß du vor ihm stürbest? Kennst du dich selbst nicht, Brutus? Glaubst du, daß schlechte Handwerker oder Gastwirthe jene Blätter auf deinem Prätorssessel geschrieben? die angesehensten und mächtigsten Männer Roms thaten es! Wenn von andern Prätoeren Schauspiele und Geschenke gefodert werden, so verlangen sie von dir Zerstörung der Tyrannie, als eine von deinen Ahnherrn geerbte Schuld!

Brutus und Kassius umarmten sich einander; der Bund war geschlossen. Der Verabredung gemäß wandten sie sich an ihre Freunde. Brutus eilte in das Zimmer des kranken Kajus Ligarius, eines Freundes vom gefallnen Pompejus. O Ligarius, zu welcher Zeit bist du krank! rief er ihm entgegen; und der Kranke richtete sich auf seinen Arm, und ergriff die Hand des Freundes: wenn du, Brutus

etwas beginnest, das deiner werth ist, so bin ich gesund.

Die Verschwornen waren sogleich dafür entschieden, daß Cicero keinen Theil an ihrer Unternehmung haben müßte, denn so sehr sie auf seine Liebe für das Vaterland und die Freiheit rechnen konnten, so sehr mußten sie die Feigheit seiner Natur und die ängstliche Behutsamkeit seines Alters bei einer raschen, gefahrvollen That scheuen. Dagegen waren sie geneigt, dem Konsul Antonius alles zu offenbaren, wiewol er das Königthum Cäsars vorzüglich zu begünstigen schien, denn sie glaubten, daß jeder wahre Römer dem Tyrannen gerne den Tod schwören werde. Aber einer von ihnen, Trebonius erzählte, wie er schon ehemals in Unterredungen mit Antonius auf eine Verschwörung wider Cäsar angespielt habe, wobei derselbe immer zurückgezogen und verschlossen geblieben sei. Indessen war er ihnen ein gefährlicher Feind, sobald er nicht ihr Gefährte geworden, und man berathschlagte sich, ob Antonius nicht mit Cäsar fallen sollte? Hiegegen erhob sich Brutus, denn eine That für die Gesetze und die

freie Verfassung müßte unbefleckt von Blut bleiben, das nicht von der Gerechtigkeit vergossen wäre. Seine Stimme entschied. In jeder Hinsicht war er das Haupt der Verschwornen, und die wichtigsten Männer unter denselben, zum Theil vertraute Freunde von Cäsar waren blos durch ihn in die Verschwörung gezogen worden. So war Brutus Albinus, welchen Cassius gern für dieselbe gewinnen wollte, weil er eine große Schaar von Fechtern zu einem Schauspiele für das Volk versammelt hatte, ohne diesem eine Antwort zu geben, zum Markus Brutus geeilt und hatte ihm auf das feurigste seine Unterstützung gelobt. *)

Der Adel vom Geiste dieses letzten verbreitete sich über die Verschwornen. Ohne sich durch irgend einen Schwur, an Altären, bei Opfern zur Treue zu binden, vertrauten sie einzig auf den Muth, die Liebe für die Freiheit, wodurch sie sich einander ausgefunden hatten. So groß ihre Anzahl wurde, so häufige Berathschlagungen nöthig waren, ehe man übereinkam, wann und wo Cäsar fallen soll-

*) *Plut. Brut. c. 10-12. Plut. Anton. c. 13.*

te, ward durch keinen der Verschwornen das geringste verrathen. An den Idus des März, auf welchen Tag eine Versammlung des Senates, bei welcher Cäsar ohne Zweifel gegenwärtig seyn würde, angekündigt war, wollten sie ihre That vollbringen. Der Versammlungssaal des Senates sollte auf einem der grossen Gänge am Theater seyn, und schien, geschmückt mit der Statue des Pompejus, welche Rom ihm errichtet hatte, von den Göttern der Rache für die That der Verschwornen geweiht zu seyn.

Oeffentlich erschien Brutus mit dem Ansehen unveränderter Ruhe, wiewol gewaltige Stürme seine Seele bekämpften. Nicht nur die Gefahr der Unternehmung, an deren Ausgang sein eignes Schicksal und die Zukunft der edelsten Familien Roms, des Vaterlandes geknüpft waren, verscheuchte seinen Schlaf, versenkte ihn in Tiefsinn, sondern vornehmlich der Kampf in seinem Innern zwischen dem Römer und dem Menschen. Iener gebot ihm als Pflicht, den Dolch in die Brust eines verehrten, bewunderten Mannes zu stoßen, an welchen ihn die Dankbarkeit zu fesseln such-

te: dieser schauderte zurück vor einem solchen Gebote, welches unbegranzte, erleuchtete Tugend nie aussprechen kann. Nimmermehr wird diese befehlen, welchem Zwecke es sei, das Daseyn eines Wesens aufzuopfern, welches durch Vernunft geheiligt ist. Brutus mochte dies ahnden und diese Ahndung einen fürchterlichen Kampf in ihm mit demjenigen beginnen, was er für Tugend achtete. Er überwand die Menschheit in sich und brachte der Römerpflicht ein größeres Opfer, als jemals die menschliche Tugend fodern kann. Sein Beschlufs, daß Cäsar sterben sollte, und das Todesurtheil seines Ahnherrn über seine Söhne ringen mit einander um den Preis der größten Römerthat.

Nur seine Gemahlin Porcia belauschte den innern Kampf von Brutus. Sie war Katos Tochter und ihre Sinnesart war der Seele ihres Vaters und Gemahls werth: desto mehr kränkte es sie, daß dieser eine Unternehmung, so groß, daß sie ihm die Ruhe rauben konnte, vor ihr verbarg. Einsam in ihrem Gemach nahm sie ein Messer, und stieß es sich tief in die Hüfte; das Blut strömte heftig aus der

Wunde. Als Brutus sie in starken Schmerzen und im Fieber fand und seinen Kummer deshalb verrieth, redete sie ihn so an: „Ich, o Brutus, die Tochter Katos ward in dein Haus verlobt, nicht den Keksweibern gleich nur die Genossin deines Bettes und Tisches zu seyn, sondern auch deines Glückes und deines Kummers. Tadellos warst du mein Gemahl; aber wie soll ich dankbar dir meine Liebe darthun, wenn ich deinen Kummer, welcher des Vertrauens bedarf, nicht mit ertragen kann? Ich weifs, dafs die weibliche Natur unfähig der Bewahrung eines Geheimnisses geachtet wird; aber, Brutus, eine gute Erziehung, ein bildender Umgang haben einen kräftigen Einflufs auf den Sinn des Menschen. Mir hilft noch, dafs ich Katos Tochter und die Gemahlin von Brutus bin; doch vertraute ich hierauf nicht: nun aber habe ich mich selbst erkannt, und weifs, dafs mich der Schmerz nimmer besiegen wird.,, Brutus erhob die Hände zu den Göttern und flehte um die Gnade, dafs er sein Vorhaben glücklich ausführen und sich Porcias würdig bezeigen möge. *)

*) *Plut. Brut. c. 13. 14.*

Unter mancherlei drohenden Zeichen nahen die Idus des März für Cäsar, und ein Augenblick drängte den andern mit der Gefahr für die Verschwornen, daß ihr Plan verrathen werde. Durch schreckende Gesichte der Nacht, durch ängstliche Träume und die Bitten seiner Gemahlin Kalpurnia, durch unglückliche Andeutungen der Opferthiere war der Herrscher zu dem Entschlusse gebracht, den Senat durch den Consul Antonius wieder auseinander gehn zu lassen, aber Brutus Albinus, der seines höchsten Vertrauens genoß, in Erwägung der Gefahr für ihn und die übrigen Verschwornen, wenn Cäsar an diesem Tage nicht fiel, drang in denselben, daß er in den Senat gehen sollte, wo man bereit wäre, ihm das königliche Diadem zu geben. Wie seine Neider triumphiren würden, wenn es hiesse, der Senat sollte sich wieder versammeln, wann Kalpurnia bessere Träume habe; wenigstens möchte er selber hingehn, und die Sitzung aufheben. „ Brutus Albinus ergriff Cäsars Hand und zog ihn fort; mit dem Vorsatz, heute nichts bedeutendes vorzunehmen, ließ sich dieser nach dem Senat tragen; noch auf dem Wege ward ihm eine Schrift, in

in welcher die ganze Verschwörung entdeckt war, durch einen gewissen Artemidorus, welcher im Zirkel der Freunde von Brutus wegen seiner Kenntnisse in der griechischen Literatur häufig lebte, mit der Bitte überreicht, daß er sie geschwind lesen möchte, denn sie enthielte die wichtigsten Dinge, welche ihn selbst beträfen. Er las sie nicht wegen Zerstreuung bei dem Gedränge der Menschen. Einem Wahrsager, der ihm begegnete und ihn vor den Idus des März, als einem Tage großer Gefahr gewarnt hatte, rief er scherzend zu: "die Idus sind gekommen!" Aber sie sind noch nicht vorbei, antwortete jener.

Mit der größten Ruhe war unterdessen Brutus, seinen Dolch unter seinem Gewande, allein im Gange des Pompejus erschienen; waren hier die übrigen Verschwornen, welche sich beim Kassius, dessen Sohn an diesem Tage das Kleid des Mannes anlegte, versammelt hatten, vom Forum hergezogen. Diejenigen unter ihnen, welche Prätores waren, verwalteten ihr Amt und sprachen Urtheile mit gewohnter Gegenwart des Geistes, als hät-

ten sie für diesen Tag nur dieses Geschäft. Da eine der Parthien, unzufrieden mit dem Urtheile von Brutus, sich mit vielen Betheuerungen auf Cäsar berief, antwortete der Richter gelassen mit einem Blick auf die Umstehenden: Cäsar verbeut mir nicht, den Gesetzen gemäß zu richten, und wird es nicht verbieten!

Bald darauf kam eine Botschaft an ihn, die ihn gewaltig erschüttern mußte. Jene heroische Denkart, welche seine Gemahlin Porzia geäusert hatte, war mehr ein Werk ihrer Liebe zu ihrem Gemahl und der Bewunderung seines hohen Sinnes, als eine ursprüngliche Gabe ihrer Natur. Diese erlag der Ueberspannung ihrer Kräfte an diesem entscheidenden Tage. Bei jedem Geräusche fuhr Porzia zusammen, bei jedem Lärm auf den Gassen stürzte sie wie rasend hinaus, jeden der Vorübergehenden, die vom Forum kamen, fragte sie, was Brutus machte? sie sandte einen Boten nach dem andern an ihren Gemahl. Ehe sie ihr Zimmer wieder erreichte, sank sie ohnmächtig hin. Ihre Sklavinnen erhoben ein lautes Geschrei, bei den Nachbarn verbrei-

tete sich das Gerücht, sie wäre gestorben. Höher als alle Sorgen achtete Brutus bei der Nachricht davon die Sorge für das Vaterland, und sah der Ankunft von Cäsar mit Sehnsucht entgegen. *)

Endlich vernahm man, daß er käme; aber kaum hatte er den Ort der Versammlung betreten, so verbreitete sich Schrecken unter den Verschwornen. Ein Senator, Popilius Länas, war kurz vorher mit freundlichem Gruss zu Brutus und Cassius getreten und hatte ihnen gesagt: ich wünsche, daß ihr vollführt, was ihr im Sinne tragt, aber rathe euch, nicht zu zaudern, denn euer Vorhaben wird nicht verschwiegen. Derselbe trat jetzt zu Cäsar und sprach lange mit ihm: der Herrscher schien ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören. Die Verschwornen glaubten, daß ihr Anschlag verrathen sei; und thaten sich durch Mienen einander kund, daß sie nicht warten wollten, bis sie ergriffen würden, sondern sich vorher selbst tödten müßten. Kas-

N 2

*) *Plut. Brut. c. 14. 15. C. Julius Caesar. c. 53 — 55. C. Suetonii Julius. c. 83.*

sus und einige andre faßten schon die Dolche unter ihrem Gewande, um sie hervorzu-
ziehen, als Brutus jenem durch einen freudigen Blick wieder Muth einflößte, denn er bemerkte an Länas, daß er um etwas bat. Auch küßte dieser zum Zeichen der begünstigten Bitte beim Weggehn Cäsars Hand.

Sobald der Diktator zu seinem Sitze gegangen war, drängten sich die Verschwornen zu ihm, voran Tullius Cimber, dessen Bitte um die Zurückberufung seines verbannten Bruders sie unterstützen zu wollen schienen. Ungestüm flehten sie alle für ihn, als die Erfüllung seiner Bitte auf andre Zeiten verschoben wurde: Tullius Cimber faßte endlich die Toga Cäsars, und zog sie ihm von den Schultern, indem er sich von seinem Sitz erheben wollte. Da zeigte Kaska zuerst den Dolch, und brachte ihm von hinten eine Wunde am Nacken bei. Cäsar faßte den Griff des Dolches, und rief: verrüchter Kaska, was machst du? Da wandte Kassius sein Angesicht gegen die Statue von Pompejus, als flehte er sie um Hülfe, und die Verschwornen zückten alle ihre Dolche auf den Herrscher; es war bestimmt, daß je-

der von ihnen unmittelbar an der That Theil nehmen sollte. Cäsar aber, wiewol er schon viele Wunden empfangen hatte, hielt noch immer die Hand von Kaska und suchte sich zu vertheidigen, bis er auch seinen Brutus mit gezücktem Dolche unter seinen Mördern auf sich eindringen sah. Auch du, mein Sohn? sagte er, verhüllte sein Haupt in seine Toga und überlies sich den Stößen der Verschwornen. Mit drei und zwanzig Wunden sank er nieder an der Statue von Pompejus, die von seinem Blute besprützt war.

Den blutigen Dolch in der Hand trat Brutus in die Mitte des Senates, um zu ihm zu reden, aber dieser stürzte sich zu den Thüren hinaus, und verbreitete seine Bestürzung unter das Volk; mit der größten Furcht entfloh der Konsul Markus Antonius und verbarg sich in gemeiner Kleidung; ihn hatte Trebonius, einer der Verschwornen, während Vollbringung der That durch ein langes Gespräch bei der Thüre aufgehalten, weil man seine körperliche Stärke und seinen Muth fürchtete. Ein andrer von Cäsars Freunden, Lepidus, Befehlshaber der Reiterei, eilte zu seiner Le-

gion, die auf einer Insel in der Tiber stand, und führte sie hinaus auf das Feld des Mars, um für die Befehle vom Konsul Antonius gerüstet zu seyn; seine Krieger waren bereit, den Tod Cäsars zu rächen; aber man wufste nicht, ob der Diktator mit Genehmigung des Senates oder durch die Verschwörung von Einzelnen gefallen sei. Ein Geschrei ging durch alle Strafsen der Stadt, und die Furcht, daß dem vergossnen Blute des Herrschers Ströme von Bürgerblut folgen würden, veranlafste allenthalben Vertheidigungsanstalten; man rüstete sich in den Häusern bei verschlossnen Thüren, indem das Gewoge des Volkes theils nach dem Schauplatze der Ermordung Cäsars hinströmte, theils von demselben zurückkam *).

Bei dem zitternden Aufruhre des Pöbels, der furchtsamen Zerstreuung der Väter sahn die Verschwornen, daß ihre Erwartungen nicht sicher berechnet waren; wenigstens von dem Senat hatten sie enthusiastischen Beifall

*) *Appiani de bellis civil. l. II. c. 502. Caji. Suetonii Julius. 82.*

in dem Augenblicke der vollbrachten That gehoft. Die Toga um ihren linken Arm gewunden, in der Rechten die blutigen Dolche, zogen sie einher und riefen, sie hätten den König, den Tyrannen getödtet: sie ermahnten das Volk, den Freistaat wiederherzustellen; jenes ersten Brutus sollte es sich erinnern, und des Eides, womit derselbe alle Bürger und ihre Nachkommen gefesselt habe. Die Menge des Volkes hörte schüchtern diese Reden; die vielen alten Krieger Cäsars, welche in der Stadt waren, mußte man sehr fürchten: daher zogen die Verschwornen nach dem Kapitol hinauf, von Fechtern begleitet.

Nachdem die erste Bestürzung vorbei war und man eingesehn hatte, wie grundlos die Furcht vor weitem Verfolgungen sei, gingen Senatoren und andre Bürger zu den Verschwornen auf das Kapitol. Der Prätor Cinna, ein Schwager von Cäsar, und der junge Dolabella, welchen der Diktator zum Konsul an seiner Stelle auf das folgende Jahr bestimmt hatte, sprachen zuerst zum Vortheile der Mörder des Tyrannen. Vorzüglich mußte es diesen werth seyn, daß sie wider Antonius nun

einen Konsul, welcher in der Blüthe seiner Jahre war, schienen aufstellen zu können. Auf Dolabellas Vorschlag lud das Volk sie ein, vom Kapitol herabzukommen: die übrigen gingen, eine vermischte Schaar, Brutus in der Mitte vieler Männer von großem Ansehn wie im Triumph hinab. Er ward auf die Rednerbühne gestellt, und das Volk, jeden Augenblick zum Aufruhre bereit, hörte seine Rede mit einer räthselhaften Stille: nach ihm redete Kassius, und beide sprachen, im Gefühl eines hohen Verdienstes, welches sie sich um das Vaterland erworben hatten, von dem Glücke, das der Stadt bevorstehe, von der Pflicht der Bürger, ihren Vorfahren nachzueifern, welche gesetzmäßige Könige vertrieben hätten, nicht Herrscher, die es durch ein Verbrechen wie Cäsar waren. Nach Lobsprüchen auf einzelne der Verschwornen wandten sie dann mit Klugheit die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf den Sohn des großen Pompejus, den Sprößling eines Geschlechtes, welches für die Verfassung gekämpft und gelitten; in Spanien würde er jetzt hart von den Anhängern Cäsars bedrängt.

So ehrfurchtsvoll das Volk auf Brutus schaute, vernahm man doch keinen Laut des Beifalls, seine Liebe für Cäsar und seine Bewunderung gegen das Haupt der Verschwornen kämpften mit einander. Allein jene siegte, sobald Cinna den gefallnen Tyrannen anklagte, und die Wuth des Volkes ward den Verschwornen gefährlich; sie begaben sich auf das Kapitol zurück. Brutus sandte die vornehmen Römer, welche ihn hinaufbegleitet hatten, wieder hinab, weil er fürchtete, hier belagert zu werden, und nicht zugeben wollte, dafs irgend jemand, der nicht Theil an der That genommen, in die gefährvollen Folgen derselben verwickelt werde. *)

Da sich die Verschwornen auf das Kapitol zurückgezogen hatten, trat Antonius wieder als Konsul auf und liefs den Senat zusammenrufen. Sogleich erschien eine Gesandtschaft der Verschwornen an ihn und Lepidus, welche den Zweck hatte, Eintracht zu stiften,

*) *Appiani de bell. civ. l. II. c. 503 — 505. Dio Cass. l. XLIV. c. 21. Plut. Brut. 16 — 18. Plut. C. Julius Caesar. 66. 67.*

indem sie ihnen das Unglück Roms schilderte, wenn von neuem innere Stürme über dasselbe losbrächen. Antonius stand in den Augenblicken der Gefahr mit geschlossener Kraft und schlauer Vorsicht, so üppig und leichtsinnig sein übriges Leben war. Er durfte sich jetzt nicht entschieden wider die Verschwornen erklären, welche mit den vornehmsten Familien der Stadt zusammenhingen und in dem Heere des benachbarten Galliens, über welches Brutus Albinus den Befehl führte, eine nahe furchtbare Hülfe hatten. Auf der andern Seite aber war es theils wider seine Neigung, nichts zu unternehmen, um Cäsars Tod zu rächen, theils mußte er alsdann die alte Parthie desselben fürchten, und schwebte, indem er den Verschwornen nie trauen durfte, in einer doppelten Gefahr. Sehr klug war daher seine Antwort, daß er aus Privaths wider die Mörder Cäsars nimmermehr handeln werde, aber es auch seine heilige Pflicht sei, die zu verbannen, auf welchen die Schuld eines Verbrechens ruhe; der Senat, welchen er früh am folgenden Tage zusammenrufen wollte, würde übrigens alles entscheiden.

Im Tempel der Tellus, welcher seinem Hause nahe war, versammelte der Konsul den Senat, und glaubte sich auch hier nicht sicher: er war durch einen Panzer unter seiner Toga geschützt, die Veteranen von Cäsar hatten die Thüre besetzt, und der Pöbel, ohne Sinn für die Grundsätze, wodurch die Verschwornen zu der blutigen That getrieben wurden, drängte sich mit drohender Gesinnung wider dieselben zu den Eingängen des Tempels. Auf eine schlaue Weise wufste Antonius zu verhindern, daß es zu keiner Anklage wider Cäsar kam, und man sich mit dem Schluß begnügte, daß wegen der Ermordung desselben keine gerichtliche Verfolgung angestellt werden sollte, doch auch seine Handlungen und Verordnungen als öffentlich genehmigt zu achten wären, wann der Vortheil des Staats es so mit sich brächte. An diesem Zusatze sah man, wie gern der Senat ganz die Parthie der Verschwornen ergriffen hätte, wenn ihm Antonius nicht zu furchtbar gewesen wäre, welcher sich der alten Krieger Cäsars, die zahlreich in der Stadt versammelt waren, und nach der Ermordung desselben fürchteten, die versprochenen Aecker nicht zu er-

halten, zu seinen gewaltsamsten Mafsregeln nach Willkühr bedienen konnte. In einer zahlreichen Versammlung des Volkes auf dem Kapitol gelobte daher Brutus am Ende einer langen Rede bei dem Gott, in dessen Tempel sie versammelt wären, dafs sie mit dem Besitze der Aecker nicht von neuem schalten würden: "weder Brutus, noch Cassius und irgend einer von denen, welche die Gefahr für eure Freiheit nicht scheuten, wird euch jemals das eurige nehmen." Er fügte hinzu, dafs sie bei der ersten Gelegenheit dahin trachten würden, aus dem öffentlichen Schatze den alten Besitzern der vertheilten Aecker ihren Verlust zu vergüten, das einzige Mittel, um den gegenwärtigen Eigenthümern derselben einen sichern, schuldlosen Besitz derselben zu verleihen. *)

*) *Appian* hat uns diese Rede ganz aufbehalten; sie ist voll Würde und ohne alle Ansprüche, das hinreissende Feuer der Beredsamkeit ist sichtbar durch die Redlichkeit von Brutus in ihr vermieden; er wollte, dafs die Sache selbst für sich spräche und blos Gründe das Volk gewinnen sollten. Auch durfte an der augenblicklichen Gunst der Begeisterung in

Dieser Schluss einer Rede, welche die ungesetzmäßigen Handlungen Cäsars mit Nachdruck geschildert hatte, gab dem Volk eine Stimmung, die allmählig in Bewunderung der Verschwornen überging, und daher vernahm es den folgenden Morgen die allgemeine Amnestie, welche der Senat, vorzüglich auf Ciceros Verlangen, beschlossen hatte, mit einer solchen Freude, daß es sogleich den Mördern Cäsars zurief, sie möchten vom Kapitol herabkommen. Nachdem diese die Kinder von Antonius und Lepidus als Geisseln erhalten hatten, kamen sie in die Versammlung des

seiner Lage ihm nichts liegen, vielmehr konnte sie den Verschwornen sehr verderblich werden, wann sie, durch dieselbe verführt, sich dem Volk anvertrauten, und von diesem in einem andern Licht erblickt wurden, sobald der Zauber der Beredsamkeit aufgehört hatte. Dies darf man bei dem merkwürdigen Urtheile Ciceros über diese Rede vom Brutus nicht vergessen. Sie ist, äusert er sich gegen seinen Freund Attikus, voll unübertrefflicher Eleganz in den Gedanken, im Ausdrücke; ich aber hätte doch glühender geschrieben, wenn ich eine solche Veranlassung gehabt hätte. *Epistol. ad Atticum l. XV, 1.*

Volkes herab, welches den Konsuln, als sie reden wollten, mit Geschrei gebot, die Verschwornen als geliebte Mitbürger zu begrüßen. Das Gewitter, welches der Stadt und den Provinzen gedroht hatte, schien sich gänzlich zu verziehn, indem es das Ansehn gewann, daß die Parthien ihrem eignen Heile die Eintracht nothwendig fanden. Bei frohen Gastmahlen ward der Friede gefeiert. Brutus wurde an diesem Tage von Lepidus, sein Freund Cassius von Antonius eingeladen; die übrigen Verschwornen wurden in andern Häusern als die Retter der Freiheit festlich empfangen. Die Vornehmsten unter ihnen erhielten, gleichsam als eine Belohnung ihrer That, wichtige Provinzen. *)

Dennoch gab Antonius nicht den Gedanken auf, Cäsars Tod zu rächen und den Platz einzunehmen, welcher dadurch leer geworden war; auch entging ihm durchaus keine Gelegenheit, wodurch seine Absicht befördert werden konnte. Mit dem Gedanken an sie

*) *Appiani de bell. civil. l. II. c. 506-517. Plut. Brutus c. 18. 19. Dio Cassius l. XLIV. c. 34.*

bestand er darauf, daß Cäsars Leichenbegängnis öffentlich müßte gefeiert werden, damit das Volk nicht zu sehr erbittert werde. Cassius durchschaute seine Absicht dabei, und widersetzte sich daher mit aller Kraft diesem Verlangen; aber Brutus willigte sogleich in dasselbe, weil er sich nicht entwöhnen konnte, zu gut von der Redlichkeit der Menschen, zu groß von der Freiheitsliebe des römischen Volkes zu denken. Schon hatte die Vorlesung des Testamentes von Cäsar, worin das römische Volk und die einzelnen römischen Bürger beträchtliche Geschenke erhalten hatten, einen Eindruck gemacht, welcher den Verschwornen nicht günstig war, als der Leichnam desselben auf das Forum getragen wurde, und Antonius anfang, ein Konsul zur Ehre des Konsuls, der Freund über den Freund, der Verwandte über den Verwandten, zum Andenken des Ermordeten eine Rede zu halten. Alle Regungen des Herzens wurden durch sie erweckt, Dankbarkeit, Mitleiden und Bewundrung für Cäsar wechselten bei den Zuhörern, und von Rührung bebild standen sie da, als der Redner die blutige Toga Cäsars ausbreitete, und an ihr zeigte, mit wie

vielen Wunden der Ermordete gefallen war. Von dem Scheiterhaufen ergriffen einige sogleich Feuerbrände, und liefen mit denselben zu den Häusern von Cäsars Mördern, wurden aber von diesen zurückgetrieben, ehe sie dieselben anzünden konnten.

Nachdem sich der Sinn des Volkes so wieder gewandt hatte, glaubten die Verschwornen, ihrer Sicherheit wegen die Stadt verlassen zu müssen, zumal da immer mehr alte Krieger Cäsars von Antonius nach Rom gelockt wurden, und er selbst mit bewafneten Schaaren stets umgeben war. Kassius und Brutus blieben in der Nähe von Rom, und sandten einen Brief an Antonius, worin sie ihn fragten, ob er glaube, daß sie unter der zusammenströmenden Menge der alten Krieger sicher leben könnten? "Niemand kann uns betrügen, als du, äusserten sie; doch wird das ferne von deiner Tugend und Wahrhaftigkeit seyn: dir allein haben wir getraut, und werden wir trauen." In dieser edlen Sprache versicherten sie ihn, daß sie nicht fürchteten, er werde sich der alten Kriegsgefährten Cäsars wider die Freiheit

bedienen, aber ein andrer möge dieselben leichter in Aufruhr bringen, als sie von ihm gezähmt werden könnten; von ihnen dürfte man sicher erwarten, daß sie ruhig bleiben würden; auch brauchte es nicht zu scheinen, als wären sie zu ängstlich für ihr Leben besorgt, da sie kein Unglück ohne eine verderbliche Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten treffen könnte.

Indessen blieben sie nicht ganz ohne Rüstung zum Kriege, wenn er unvermeidlich seyn sollte, da Antonius immer mehr den Alleinherrscher spielte, und sie mit Drohungen und Vorwürfen überhäufte. "Uns geziemt es nicht, schrieben sie ihm auf einen Brief, welcher mit denselben angefüllt war, unter irgend eine Gefahr die Seele zu beugen, und Antonius darf sich nicht erkuhnen, über diejenigen herrschen zu wollen, durch deren Unternehmung er frei ist. Reizten uns andre Gründe zum bürgerlichen Kriege, so würde dein Brief nichts dawider fruchten; denn Drohung vermag nichts bei freien Menschen. Wir haben den Sinn, daß wir wünschen, dich groß und gut in dem freien Staate zu sehn,

dich zu keinen Feindseligkeiten aufrufen, aber unsre Freiheit höher achten, als deine Freundschaft. „

Das Volk, der Anmaßungen von Antonius überdrüssig, sehnte sich auch schon wieder nach Brutus, welcher dennoch die Stadt nicht zu betreten wagte, weil er wufste, daß viele von Cäsars alten Kriegern ihm nach dem Leben trachteten. Dessenungeachtet gab er als Prätor in seiner Abwesenheit prächtige Schauspiele in Rom, um auch durch seine Freigebigkeit die Sache der Freiheit zu befördern, und bat seinen Freund Cicero, dieselben mit seiner Gegenwart zu schmücken. Dieser ward durch die Zeichen der Liebe des Volkes für Brutus so hingerissen, daß er trotz seinem Hasse wider Antonius und seiner Ueberzeugung von der lasterhaften Unredlichkeit desselben behauptete, sein Freund, der Retter der Freiheit, könnte nun sicher mit einer goldenen Krone auf dem Haupte durch die Straßen von Rom wandeln, wiewol bald nachher Antonius mächtig genug war, um für sich Macedonien, für den Konsul Dolabella aber Syrien zur Provinz zu erhalten. Dadurch ge-

wann er diesen letzten, welchen die Verschwornen anfänglich wider ihn brauchen zu können glaubten, und bedeckte sie mit öffentlicher Schmach, weil gerade diese beiden Provinzen schon an Brutus und Cassius waren vergeben gewesen. Diese beschlossen darauf, nach einer Unterredung mit Cicero zu Antium, Italien zu verlassen. Sie mochten jetzt vielleicht selbst glauben, was ihr alter Freund sagte, daß sie unmittelbar nach der Ermordung Cäsars sich der Gewalt im Staate hätten bemächtigen, den Senat kraft ihres Ansehens zusammenrufen, und Vortheil von der Stimmung des Volkes für die Wiedereroberung der gesetzmäßigen Verfassung ziehn müssen. Indessen blieb es ungewiß, ob Antonius auch dann nicht Mittel würde gefunden haben, in der Stadt sich das Uebergewicht zu erwerben, und Brutus würde nach seinem hohen Sinne für die Gesetze des Vaterlandes sich die Zusammenberufung des Senates und Bemächtigung der Gewalt eines Konsuls nie verziehn haben. So fähig einer großen That für die Freiheit, war er nach seiner Denkart nicht geschickt, die Folgen derselben zu leiten; als unter Menschen, die gleich ihm wären begeistert gewe-

sen, und seines Geistes, seines Armes also nicht bedurft hätten. *)

Ungewiss schwebte das Schicksal Roms und der Parthien, als ein Jüngling unter sie trat, welcher wenigstens mit dem grossen Namen Cäsars erschien, nämlich der Enkel seiner Schwester, Oktavius genannt, und von ihm in seinem Testament als Erbe eingesetzt, als Sohn angenommen. Der achtzehnjährige Jüngling widmete sich zu Apollonia den Wissenschaften, als er das Schicksal und den letzten Willen des Diktators erfuhr. Er betrachtete sich nun als Besitzer der grossen Gewalt desselben durch ein erbliches Recht; aber jede seiner Handlungen, sobald er in Rom angekommen, war ein Beweis jener bewundernswürdigen Vorsicht, wodurch er sich zur Herrschaft der Welt emporarbeitete. Planmässig entzweite er sich bald mit Antonius, der für seine Absichten der gefährlichste Gegner war, und zu derselben Zeit, da er durch Klagen gegen diesen wegen seiner Nachlässigkeit in Bestrafung der Mörder Cäsars die Liebe der

*) *Cicer. ep. ad famil. XI, 2. 3. Appiani de bellis civil. III, c. 530. 31. Plut. Brut. c. 21.*

alten Krieger desselben gewann, schmeichelte er dem Senat und den angesehensten Freunden der Verschwornen. Der alte Cicero war bald für den Jüngling begeistert, welcher ihn seinen Vater nannte, und die feurigsten Wünsche für die Erhaltung der Freiheit äuserte. Vergebens ward jener von Markus Brutus gewarnt, daß er nicht dazu beitragen möge, die kaum gestürzte Alleinherrschaft wiederherzustellen; er bot dennoch sein Ansehn und seine Beredsamkeit mit Verschwendung auf, um den Jüngling wider den verhafsten Nebenbuhler nur zu sehr zu erheben.

Als sich die Stadt in zwei Parthien für Antonius und Oktavius theilte, da verliessen Cassius und Brutus das bedrohte Italien, um sich der Provinzen Syrien und Mazedonien zu bemächtigen, die ihnen zuerst zugesprochen waren, und sich zur Vertheidigung der kaum errungenen Freiheit, für welche sie in den Zwecken beider Parthien große Gefahr erblickten, in der Ferne zu rüsten. Brutus ward von seiner Gemahlin Porzia bis nach Velia an der Küste des Meeres begleitet, von wannen sie nach Rom zurückreisen sollte. Sie suchte den

Schmerz der Trennung tief im Busen zu verbergen, aber beim Anblick eines Gemäldes, auf welchem Andromache von Hektor Abschied nahm, konnte sie ihm den Ausbruch nicht verwehren. Erschüttert betrachtete sie das Gemälde, und zerfloß in Thränen, und konnte sich von dem Anblick nicht trennen. Ein Freund von Brutus sagte die Worte Andromaches zu ihrem Hektor: Du bist mir Vater, und die verehrte Mutter, und Bruder, Du mein blühnder Gemahl! Brutus lächelte und sprach: aber ich kann meiner Porzia nicht mit Hektors Worten entgegnen: Sorge für das Gewebe und den Spinnrocken, und befehl den Dienerinnen! denn sie ist, wiewol die Natur ihres Körpers ihr keine Thaten des Mannes erlaubt, an Muth für das Vaterland stark, wie wir *).

Von seiner Porzia getrennt, segelte er nach Athen, wo das Volk, eingedenk der alten Freiheit, ihn mit Jubel empfing und durch Beschlüsse des Staates ehrenvoll auszeichnete. Er schien hier einzig für das Studium der Phi-

*) *Plut. Brutus* c. 22. 23.

losophie zu leben; aber Seelen, wie er, werden unter den Wissenschaften immer glühender für die Freiheit. Die jungen Römer, welche zu Athen sich bildeten, schlossen sich bald an ihn, und unter ihnen auch Ciceros Sohn, der sich nachher im Kriege tapfer und edel bewies: wenn ich einschlummre und erwache, schrieb Brutus von ihm, so muß ich den hochgesinn-ten Jüngling, und seinen Haß wider die Tyrannen bewundern.

Der Herbst des Jahres, in welchem Cäsar gefallen war, sollte nicht vergehn, ohne daß man schon viel für die künftige Vertheidigung der Freiheit gewonnen hatte. Brutus sandte seine Freunde nach Mazedonien, um die dortigen Krieger zu gewinnen; er bekam einzig durch die persönliche Achtung, deren er allenthalben genoß, eine bedeutende Summe Geld, welche aus Asien nach Rom gebracht werden sollte; die Haufen alter Krieger von Pompejus, welche in Thessalien umherschwärmten, versammelte er zu sich. Aber mitten im glücklichen Anfange seiner kriegerischen Unternehmungen erfüllte ihn der Gedanke an den bürgerlichen Krieg und eine ban-

ge Ahndung mit Schwermuth. Bei einem festlichen Gastmahl an seinem Geburtstage strömten seine Freunde den Wein zum Opfer für sein siegreiches Beginnen und Roms Freiheit hin. Um ihren Muth zu bestärken, foderte er einen größern Becher, sagte aber, als er ihn faßte, ohne Veranlassung die Worte des sterbenden Patroklus: Aber mich hat das Geschick und Lätos Erzeugter geopfert. *)

*) *Plutarchi Brut. c. 24.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbesserungen.

Seite VII. Z. 21. *die* statt *diese*. S. 105. oben in der Rubrik *Biographie* statt *Geographie*. S. 179. Z. 21. *an Kato* statt *den Kato*.

Woltmann, Karl Ludwig von, 1770-1817

Kleine historische Schriften

Bd.: 1

Jena (1797)

H.misc. 367 h-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739809-4

VD18 80257054-001